

JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

VERLAGSBEILAGE 40 JAHRE HOCHSCHULE FÜR JÜDISCHE STUDIEN HEIDELBERG

BERLIN, DEN 13. JUNI 2019 10. SIWAN 5779

74. JAHRGANG NR. 24

40 JAHRE

200 JAHRE



והגית בו
יוזמם
ולילה | HOCHSCHULE FÜR
JÜDISCHE STUDIEN
HEIDELBERG



Wissenschaft des Judentums



Foto: Judith Weitzka

Ein langer Weg

EDITORIAL Die Geschichte der Hochschule und der Auszug aus Ägypten

VON JOHANNES HEIL

Vierzig Jahre Hochschule, da ist man fast geneigt, in biblischen Zeiten zu denken. Der redaktionelle Vorlauf bedingt es auch, dass diese Zeilen in den Tagen auf Pessach hin geschrieben werden. Und das Bild vom Aufbruch und vom langen Zug des Volkes Israel durch die Wüste bleibt das Jahr über präsent, ist geschichtlich immer wieder, und oft auf unfassbar schmerzliche wie auch hoffnungsvolle Weise, aufgeladen worden. In der Tat muss der Anfang der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) vor 40 Jahren etwas von Pessach gehabt haben: die Entscheidung zum Aufbruch verbunden mit der Ungewissheit, wie das eigentlich werden soll. Das Ziel, Lehrkräfte und anderes Personal für die Gemeinden in Deutschland auszubilden, die aber klein waren und sich nach den Erfahrungen und Zerstörungen der Jahre des Nationalsozialismus noch gar nicht über die Zukunft, über ein Ankommen und Bleiben, verständigt hatten. Rabbiner Nathan Levinson sel. A., der eine der maßgeblichen Kräfte der frühen Jahre der Hochschule war, erscheint da fast wie ein Moses. Wer dabei Aaron gewesen sei und wie die anderen Rollen dieser Metapher zu besetzen seien, mag man durchspielen. Es hat auch immer wieder Stimmen gegeben, und es gibt sie bis heute, dass die Hochschule den falschen Weg genommen habe und nie zu einer Neufassung ihrer Vorgängerinstitutionen geworden sei. Es ist aber nur zu bezeichnend, dass die Gründer von 1979 sich von vornherein entschieden haben, der Hochschule einen anderen, offeneren Namen zu geben. Vor allem übersieht, wer die HfJS in eine einfache Sukzession ihrer Vorläufer in Breslau und Berlin rücken wollte, dass deren Gründung ja die Folge von Ausgrenzung und akademischer Marginalisierung alles Jüdischen gewesen war und sie sich, bis hin zu ihrer Zerstörung, institutionell wie wissenschaftlich in einer Grauzone bewegen mussten, ohne staatliche Anerkennung, ohne Promotionsrecht, ohne jede fachliche Anerkennung.

Das ist dann auch das stets zu bedenkende Nebenthema, wenn zeitgleich mit dem Jubiläum der Hochschule im Juni 2019 die 200. Wiederkehr der Begründung der Jüdischen Studien als akademisch ambitionierte Disziplin, 1819 in Berlin



Foto: HfJS

unter dem Begriff der Wissenschaft des Judentums, begangen wird. Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg ist der natürliche Ort für eine international besuchte Tagung, die sich eben auch mit unvollendeten Ansätzen, unerledigten Fragen, abgebrochenen Karrieren und vergessenen Leistungen, aber auch ungelösten Problemen im Verhältnis anderer Disziplinen zu den Jüdischen Studien – auch und zum Judentum selbst – befasst.

Kein Kaiser und auch kein Reichspräsident wäre, sollte überhaupt jemand einmal eine solche Einladung auszusprechen ernstlich erwogen haben, zu den Jubiläen der Breslauer und Berliner Hochschulen 1879, 1922 oder 1929 gekommen, auch nicht zu einer Hundertjahrfeier der Wissenschaft des Judentums 1919. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat wohl gar nicht erst gezögert. Seine Zusage kam prompt und herzlich, und so freuen wir uns, ihn zum Festakt zur Feier der 40. Wiederkehr der Gründung unserer Hochschule am 17. Juni in Heidelberg begrüßen zu können.

Wie anders die Zeiten geworden sind ... In der Tat: Es sind ja nicht allein solche Besuche, die den Unterschied zur Zeit vor 1945 deutlich machen. Heute ist die Hochschule für Jüdische Studien staatlich anerkannt, durch den Wissenschaftsrat institutionell akkreditiert, ihre Finanzierung wird

zu einem wesentlichen Teil durch das Land Baden-Württemberg, die Kultusministerkonferenz und das Bundesministerium des Innern übernommen. Sie ist strukturell, in der Lehre und in der Forschung auf vielfache Weise mit der Universität Heidelberg verbunden, und diese auch räumliche Nähe wird in Zukunft noch enger ausgestaltet werden. Lehramtsstudierende der Geisteswissenschaften der Universität profitieren wie selbstverständlich vom Lehrangebot der Hochschule und bringen Ertrag daraus in ihre spätere Arbeit ein. Das gilt für andere Studierende der Universität ebenso. Die Hochschule ist Teil der Verbundforschung der Universität Heidelberg und hat Zugang zu öffentlichen Förderlinien und -einrichtungen. Die Beteiligung der HfJS mit Frankfurt und Mainz am DFG-Graduiertenkolleg 1728 Theologie als Wissenschaft öffnet in einer sich weiter pluralisierenden Gesellschaft in Zusammenarbeit mit christlichen und muslimischen Theologinnen und Theologen neue Perspektiven für Theologien, Glaubensgemeinschaften und Gesellschaft.

Um zum Eingangsbild zurückzukommen: 40 Jahre Hochschule waren kein Zug durch die Wüste. Es hat zumindest viele Rastplätze zur Stärkung und verlässliche Wegzeichen gegeben. Ein langer Weg – gewiss. Und wie in der biblischen Erzählung eine Strecke steter Veränderung und Fortentwicklung. Jetzt also endlich im gelobten Land angekommen? Auch das wäre zu einfach. Es könnte nach Ausruhen klingen. Die Hochschule will sich, institutionell und administrativ in den vergangenen Jahren nachhaltig gestärkt, aber weiter nach vorne bewegen: in einem schwieriger gewordenen Umfeld mit ihren Möglichkeiten anziehend wirken, Studierende für Spitzenforschung und/oder den Gemeindedienst fit machen, vorhandene Synergien nutzen, neue Wege der Kooperation mit Partnern im Ausland oder mit der FH Erfurt im Bereich der Jüdischen Sozialen Arbeit als berufs begleitendes Studium beschreiten.

Gut aufgestellt, das ist die Hochschule im Jahr 2019. Die Tagung zu 200 Jahren Wissenschaft des Judentums im Juni soll dann auch für die Zukunft der Jüdischen Studien eben das leisten: Grauzonen aufzeigen, Probleme beleuchten und Perspektiven zur Klärung öffnen.

Der Autor ist Rektor der HfJS Heidelberg.

Inhalt

- Eine zarte Pflanze** 05
Die Anfänge der Hochschule 1979–1999
- Unter neuem Dach** 06
Wie es nach 2007 weiterging
- 200 Jahre Jüdische Studien** 08
Jiddischismus und Wissenschaft des Judentums
- Mehr Hebräisch wagen!** 10
Eine kurze Geschichte der deutschen Israelstudien

- »Auch für uns erbaulich«** 12
Der Vorwurf der Frauenfeindlichkeit
- Intime Kenntnis** 14
Das Hebräische und das Jüdisch-Aramäische
- »Don't look back in anger«** 16
Jüdische »Authentizität« wissenschaftlich betrachtet
- Heftige Debatten** 18
Aus der deutsch-protestantischen Bibelforschung

- Wissenschaft 2.0** 20
Digitale Neubearbeitung der jüdischen Geschichte
- Breiter Fächerkanon** 21
Eine Auswahl aus dem Kursangebot
- Wissenschaft und Religion** 22
Drei Studierende und ein Hochschulrabbiner
- »Lebensnahe Ausbildung«** 24
Was Absolventen mit der HfJS verbindet

Wichtige Brücke

GRUSSWORT Josef Schuster über die Hochschule als Verbindung zwischen jüdischer und nichtjüdischer Gesellschaft

Liebe Freundinnen und Freunde der HfJS, heutzutage wäre es gar nicht mehr vorstellbar, dass es keine Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg in Deutschland gäbe. Die HfJS empfinden wir als selbstverständlichen Teil des jüdischen Geisteslebens in Deutschland und als wichtige Brücke zwischen jüdischer und nichtjüdischer Gemeinschaft.

Doch erinnern wir uns zurück: Anfang der 70er-Jahre, vor dem Hintergrund der kleinen jüdischen Gemeinden, war die Errichtung einer Hochschule alles andere als selbstverständlich. Nicht wenige hielten die großen Zeiten des deutschen Judentums für immer verloren – und damit auch eine Hochschule wie jene damals für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, an der einst Leo Baeck lehrte und deren Gebäude in der Tucholskystraße heute Sitz des Zentralrats der Juden in Deutschland ist.

Daher bin ich bis heute Persönlichkeiten wie Rabbiner Nathan Peter Levinson sel. A. und dem Oberbat Baden dankbar für ihren Mut, die Gründung einer Hochschule für Jüdische Studien anzulegen. Und auch der Zentralrat der Juden zeigte Entschlusskraft, sodass tatsächlich 1979 der Grundstein für dieses Kleinod gelegt wurde.

Unter dem Leitwort »... und sinne darüber Tag und Nacht« (Josua 1,8) ist im Laufe der Jahrzehnte ein Ort der Wissenschaft entstanden, der in seiner Breite und Qualität beeindruckt. Das Judentum wird in seiner ganzen Vielfalt vermittelt: die heiligen Texte und ihre Deutung im Laufe der Jahrtausende, die Geschichte des jüdischen Volkes, jü-

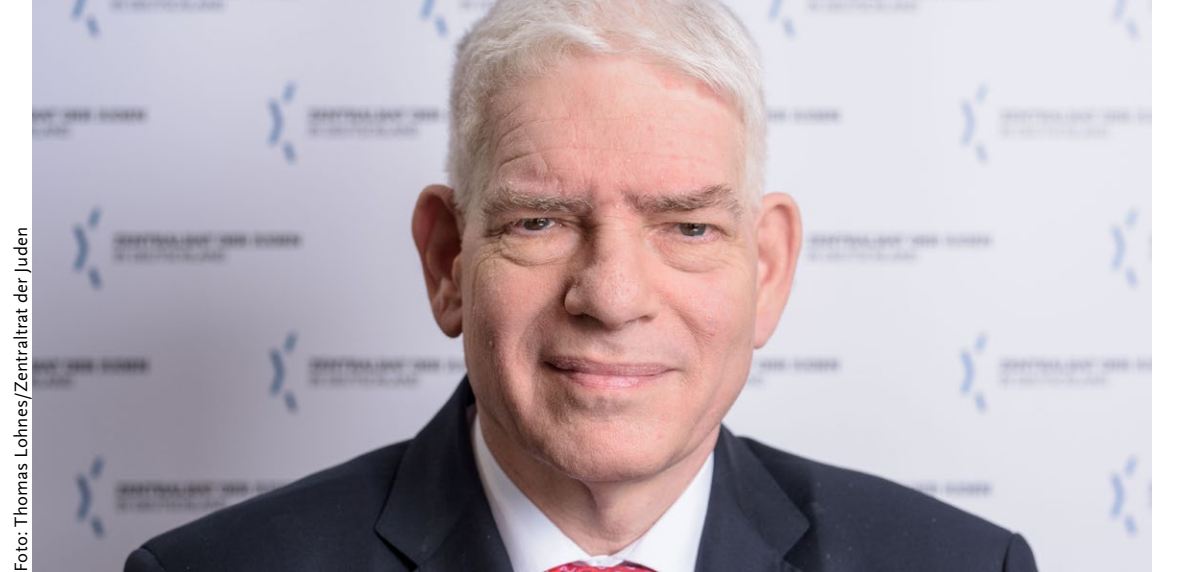


Foto: Thomas Lohnes/Zentralrat der Juden

»Ein Ort der Wissenschaft, der in seiner Breite und Qualität beeindruckt«: Josef Schuster

dische Philosophie, jüdische Kunst und jüdische Literatur. Mit zehn Professuren sucht die HfJS in Europa auf diesem Fachgebiet ihresgleichen.

Die HfJS erweist mit diesem vielfältigen Angebot der jüdischen Gemeinschaft und der Gesellschaft insgesamt einen großen Dienst. In den Schulen wird es leider allzu oft versäumt, das Judentum in seiner Breite zu vermitteln. Nach wie vor ist es häufig allein die Rolle des Opfers, die Juden im Unterricht vorbehalten bleibt.

Die Hochschule für Jüdische Studien hingegen bietet wissenschaftliche Beschäftigung mit dem

ganzen Reichtum der jüdischen Religion, Geschichte und Kultur. Die Bedeutung des Judentums für die deutsche und europäische Kultur erschließt sich vielen Studierenden erst an der Heidelberger Hochschule.

Daher wünsche ich der Hochschule für Jüdische Studien alles Gute für die Zukunft und sage zum 40. Geburtstag ein herzliches Masal Tow und bis 120!

Der Autor ist Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland.

Europäisches Kompetenzzentrum

GRUSSWORT Barbara Traub über das breite Spektrum der Hochschule

Sehr geehrte Leserinnen und Leser, das Wochenfest Schawuot hat uns dieser Tage die Bedeutung von Tora und Torastudium erneut in Erinnerung gerufen. Und so ist es eine besondere Fügung, in diesem Jahr gleich zwei Jubiläen mit Bildungsbezug anschließen zu können. Denn heuer feiern wir zugleich das 40-jährige Bestehen der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) und 200 Jahre Wissenschaft des Judentums.

Es ist kein Zufall, dass die Wissenschaft des Judentums vor genau 200 Jahren entstanden ist, in einer Zeit des Umbruchs, als die gesellschaftlichen Grundlagen umfassend neu bestimmt wurden. Für die jüdische Gemeinschaft eröffnete sich seinerzeit die realistische Perspektive der gleichberechtigten Anerkennung. Zugleich löste dies bei den jüdischen Menschen eine Auseinandersetzung mit der eigenen jüdischen Identität aus: Was macht uns eigentlich zu Juden oder jüdischen Menschen? Was heißt es, »ein Volk« zu sein? Ist es allein der Glaube an den einen und einzigen G'tt, oder welchen Stellenwert haben Kultur und Tradition?

Einmal gestellt, ist die Frage nach der jüdischen Identität beziehungsweise den jüdischen Identitäten seit 200 Jahren aktuell, und man



Foto: Marco Limberg

»Bedeutung von Tora und Torastudium«: Barbara Traub

wirft sie auch an der HfJS seit vier Jahrzehnten immer wieder neu auf, um sie aus unterschiedlichen Perspektiven zu beantworten. Das Spektrum unserer zehn Lehrstühle ist enorm und reicht von jüdischer Bibelauslegung über Sprach- und Literaturwissenschaften sowie jüdische Geschichte bis hin zu Nahoststudien. Damit bietet unsere Hochschule eine europaweit einzigartige paradigmatische Breite, präsentiert sich als »das« europäische Kompetenzzentrum für jüdische Studien schlechthin. Im Promotionsrecht und der 2019 erfolgten Reakkreditierung durch den Wissenschaftsrat dokumentiert die »scientific community« zudem, dass die HfJS in ihrer Forschung und Lehre einen festen Platz in der Hochschullandschaft Deutschlands hat.

In diesem Sinne wünsche ich der HfJS eine erfolgreiche Fortsetzung des vor 40 Jahren eingeschlagenen Wegs, dessen Wurzeln doch um so vieles weiter zurückreichen.

Die Autorin ist Vorsitzende des Kuratoriums der HfJS.

In die Gesellschaft hinein

Grußwort von
Michael Kretschmer



Vor 40 Jahren wurde die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) mit kleiner Mannschaft und großen Zielen gegründet – reich an Ideen für die Zukunft, aber auch mit einem traditionsreichen Anknüpfungspunkt in der Vergangenheit.

Vor 1933 gab es mit der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin bereits eine renommierte Institution, die sich dem Studium der Kultur und der Wissenschaft des Judentums widmete. Dem lag bereits damals die richtige Annahme zugrunde, dass sich das Judentum – verglichen mit anderen abrahamitischen Religionen oder vielleicht sogar Religionen insgesamt – nicht auf die reine Religionspraxis reduzieren lässt, sondern ein ganzes Spektrum von Kultur über Geschichte bis zu Philosophie zu betrachten und zu erforschen ist.

Entsprechend ist es erklärtes Ziel der HfJS, ihre Studierenden nicht nur auf eine berufliche Tätigkeit vorzubereiten, sondern Wissen in allen Bereichen des Judentums zu vermitteln. Dadurch wird auch zum Abbau von Unkenntnis und Vorurteilen gegenüber dem Judentum beigetragen. Die Hochschule wirkt damit über das wissenschaftliche Umfeld hinaus in die Gesellschaft hinein.

Es ist dem Zentralrat der Juden in Deutschland zu verdanken, dass es 1979 zur Gründung der Hochschule kam. Bis heute ist sie ein wichtiger Markstein in der Universitätslandschaft Baden-Württembergs und darüber hinaus.

Die Landesregierung ist froh und stolz, diese Einrichtung in Heidelberg zu haben. Die besondere Verbindung zu »ihrer Heimatstadt« zeigt sich auch in den engen Beziehungen zwischen der HfJS und der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, die in Zukunft noch weiter gestärkt werden sollen.

Ich danke allen, die sich in den vergangenen Jahrzehnten für die Einrichtung und Weiterentwicklung der Hochschule engagiert haben, die dort gelehrt und gelernt haben, die als Kooperationspartnerinnen und -partner, als Unterstützerinnen und Unterstützer und als Freundinnen und Freunde zu einem erfolgreichen Hochschulbetrieb beigetragen haben.

Mögen noch viele weitere Studierendengenerationen ihre Alma Mater in der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg finden!

Der Autor ist Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg.



Auf dem Campus der HfJS

Vertrauensvolle Kooperation

Grußwort von
Bernhard Eitel



Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg und die Universität Heidelberg verbindet eine enge und vertrauensvolle Kooperation auf höchstem wissenschaftlichen Niveau. Ein Beispiel ist die europaweit einzigartige Ben-Gurion-Gastprofessur für Israel- und Nahoststudien, die die HfJS und die Universität gemeinsam tragen. Diese Brückenprofessur hat einen gesellschaftlichen Ertrag weit über die Jüdischen Studien hinaus und ist nur an einem Standort möglich, an dem die Partner eng zusammenwirken.

Dieses Beispiel möchte ich zum Anlass nehmen, um die lebendige Zusammenarbeit in Forschung und Lehre zwischen der Ruperto Carola und der HfJS hervorzuheben, die unsere Beziehung seit dem Bestehen der Hochschule vor 40 Jahren prägt. Ich betone dies vor dem Hintergrund und im Wissen um die bewegte Geschichte, die die Universität Heidelberg und die jüdische Gemeinde in enger Weise miteinander verbindet: Das reicht vom Aufbau der Universität in den Häusern vertriebener Juden in Heidelberg bis in das 20. Jahrhundert. Noch heute wirkt für unsere Universität der unermessliche menschliche und wissenschaftliche Verlust in der Zeit des Nationalsozialismus nach, in der die Ruperto Carola ein Viertel ihres Lehrkörpers verlor; dies wird uns stets Mahnung und Lehre sein.

Auf Betreiben der Ruperto Carola erfolgte die Aufnahme der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg in die Hochschulrektorenkonferenz. Damit konnte sie einen wichtigen Schritt setzen, um sich in der deutschen Hochschullandschaft dauerhaft ihren Platz zu sichern. Damit ist auch der Traum Abraham Geigers, die Wissenschaft des Judentums an einer deutschen Universität zu etablieren, nach 150 Jahren Wirklichkeit geworden.

Die Universität Heidelberg und ihr Rektorat werden, wie in den vergangenen 40 Jahren, auch künftig fest an der Seite der HfJS stehen. Und das nicht zuletzt aus eigenem Interesse, denn sie bereichert das Fächerspektrum unseres Forschungsstandorts Heidelberg ganz wesentlich. Die Universität Heidelberg wird ihren Teil dazu beitragen, dass es gelingt, unsere Partnerschaft erfolgreich und zum Wohle unserer Studierenden in die Zukunft zu tragen.

Der Autor ist Rektor der Universität Heidelberg.

Zarte Pflanze

RÜCKBLICK Die Anfänge der HfJS in Heidelberg 1979–1999

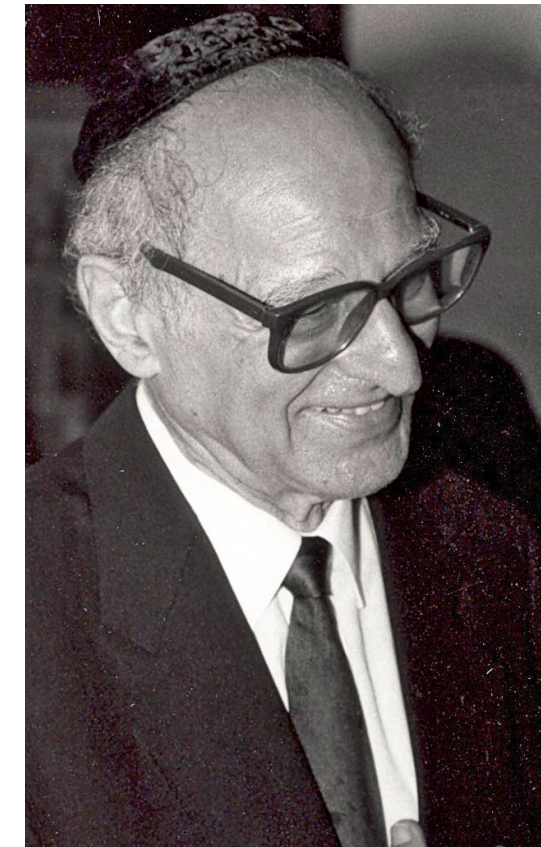
VON IRENE UND URI KAUFMANN

Die mit 25.000 Mitgliedern kleine jüdische Gemeinschaft der Bundesrepublik vor 1989 hatte in den 70er-Jahren zunehmend Mühe, qualifiziertes Personal für die Gemeindegemeinschaft zu finden. Die »Jekkes« in Israel waren inzwischen in die Jahre gekommen. Es sollte eigener Nachwuchs ausgebildet werden. Rabbiner Nathan Peter Levinson (1921–2016), Landesrabbiner von Baden, forderte 1971 die Gründung eines »Jüdisch-Theologischen Seminars«, dessen Rektor er sein wollte, und die Selbstständigkeit der »Judaistik« weg von den Evangelischen Theologischen Fakultäten. Werner Nachmann in Karlsruhe (1925–1989), Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland von 1969 bis 1988, hatte gute Verbindungen in die baden-württembergische Landespolitik, und so gab die Regierung ein Gutachten in Auftrag.

Nicht untypisch verteidigte, wie Birgit Klein 2010 in ihrem Beitrag zum Band *Jüdische Studien als Disziplin – Die Disziplinen der Jüdischen Studien* gezeigt hat, der Theologe und Minister Wilhelm Hahn im Dezember 1971 das Monopol der evangelischen Theologischen Fakultäten auf die Beschäftigung mit dem Judentum und der Hebräischen Bibel. Dass man als Dozent ohne Taufe nicht einmal zur Habilitation an einer Theologischen Fakultät zugelassen wurde, war für Hahn selbstverständlich. Es störte ihn auch nicht, dass die Namensgebung des Tübinger Instituts an die judenmissionarischen Institute in Leipzig in der Tradition von Franz Delitzsch anknüpfte. Und nicht zufällig sollte sich herausstellen, dass der Tübinger Judaist Otto Michel (1903–1993) sehr viel tiefer in den Nationalsozialismus verstrickt war, als er je zugeben wollte. Immerhin kam er schon 1941 auf Veranlassung von Gerhard Kittel (1888–1948) nach Tübingen. Der »Experte« für antikes Judentum bei der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschlands war Theologieprofessor und bekennender Nationalsozialist.

SKANDAL Die Kultusministerkonferenz brauchte sechs Jahre, um sich im September 1978 für die Gründung der Hochschule auszusprechen. Vielleicht spielte auch der Skandal um Ministerpräsident Hans Filbinger eine Rolle. Dieser hatte seine Mitwirkung an Todesurteilen als Marinereichter in Kiel zuerst verschwiegen und musste in der Folge zurücktreten. Seine Äußerung »Was damals (in der NS-Zeit) rechtens war, kann heute nicht Unrecht sein« hatte ihn weiter ins politische Abseits manövriert.

Der wahrscheinlich von Rabbiner Levinson entworfene Fächerkanon der zu gründenden Hochschule wurde vom Gründungsrektor Leon A. Feldman (1921–2008), einem alten Bekannten von Levinson aus Berliner Zeiten, umstrukturiert. Dieser hatte 1962 an der Rutgers University ein Institut für Jüdische Studien gegründet, war in rabbinischer Literatur und Jüdischer Geschichte ausgebildet worden und gehörte zur modern-orthodoxen Strömung. Ob ihm von der Politik bedeutet



Rabbiner Nathan Peter Levinson (1921–2016)

worden war, dass nur ein wissenschaftliches Institut in Kooperation mit der Universität Aussicht auf Verwirklichung haben würde, müsste ein Studium der Akten des Kultusministeriums ergeben.

Birgit Klein hat die Nähe der neuen Fächerstruktur zu derjenigen der Hebräischen Universität in Jerusalem betont. So wundert es nicht, dass ein großer Teil der Gastprofessoren aus Jerusalem kam. Nach einem kurzen Gastspiel von Feldman (1979–1981) wurden 1981/82 Abraham Wasserstein (1921–1995, Spezialist für Flavien Josephus), 1982–1984 Shmaryahu Talmon (Bibelwissenschaftler) und nach ihm 1984–1986 Moshe Elat (Bibelwissenschaftler) als Rektoren benannt.

Das System der Gastprofessoren hatte den Vorteil, dass Studenten eine große Auswahl an Dozenten hatten, was bei allen anderen Judaistik-Instituten mit nur zwei Dozenten nicht der Fall war. Doch war die Betreuung im Zeitalter vor dem Internet ein großes Problem. Vor Ort gab es wenige ständig wohnhafte Dozenten: Hannelore Künzl (1940–2003) – ausgebildet in Köln – vertrat von 1980 bis 2000 das Fach Jüdische Kunst, die beiden wissenschaftlichen Mitarbeiter Theodor Kwasman Talmud und Uri Kaufmann Jüdische Geschichte. Hinzu kamen nach 1989 Daniel Krochmalnik für Philosophie und Daniel Hoffmann für deutsch-jüdische Literatur. Alle anderen Dozenten wechselten semester- oder jahresweise.

Zur alten »Wissenschaft des Judentums«, wie sie im deutschsprachigen Raum bis 1938 existiert hatte, gab es dünne Verbindungen. So war Yehoshua Amir (1911–2002, ehemals Hermann Neumark) noch in Berlin am liberalen Rabbinerseminar ausgebildet worden. Er gehörte zu den ersten Professoren 1979/80 und unterrichtete

später mehrmals als Gastprofessor Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte. Auch Chaim Rabin (1915–1996), Professor für hebräische Sprache, war in Gießen aufgewachsen und gehörte zu dieser deutsch sozialisierten Gruppe.

Schwierigkeiten ergaben sich dadurch, dass Dozenten aus Israel innerlich jüdisches Leben in Deutschland ablehnten, aber doch Gastdozenturen wahrnehmen wollten. Als Rektor Moshe Elat sich in diesem Sinne in einem Interview geäußert hatte, musste er die Stelle räumen. So kam es zu dem besonderen Fall, dass der damalige Rektor der Universität Heidelberg, Professor Gisbert Freiherr zu Putlitz, kommissarisch mit dem Projektor der Leitung der Hochschule übernehmen musste. Es gelang ihm schließlich, Julius Carlebach als Rektor zu gewinnen, der mehr Kontinuität in die Leitung hineinbrachte.

BIBLIOTHEK Weiter galt es, die Bibliothek aufzubauen. Ein großer Büchernachlass war von Rabbiner Emil Davidovic aus Dortmund angekauft worden. Nach drei Räumen an der Heidelberger Hauptstraße 120 im Jahr 1979 stellte die Stadt Mitte der 80er-Jahre ein Haus in der Friedrichstraße zur Verfügung. Die Räumlichkeiten eigneten sich aufgrund von baulichen Mängeln und der zu geringen Größe nicht für den Bibliotheksbetrieb. Eine koschere Mensa wurde vorübergehend in der nahen Theaterstraße in einer Wohnung eingerichtet. Unter Professor zu Putlitz konnte schließlich das Gebäude der ehemaligen Badischen Landesbank in der Landfriedstraße bezogen werden, wo 2008/09 auch der Neubau der Hochschule erfolgte.

Wurden 1988 die fünf Kernfächer Tanach (Hebräische Bibel) und jüdische Bibelauslegung, Talmud, Hebräische Sprache und Literatur, Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte sowie Jüdische Geschichte und Jüdische Kunst als Nebenfach unterrichtet, erweiterte sich das Lehrangebot in den 90er-Jahren um eine Lehrerausbildung und das Promotionsrecht. Auch ein Freundeskreis wurde aufgebaut, ebenso die Publikationsreihe »Trumah« (»Beitrag, Hebe«) sowie die Schriftenreihe der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

Insgesamt konnte sich die Hochschule in den 90er-Jahren als das Institut für Jüdische Studien in der Bundesrepublik profilieren, das mit Abstand das breiteste Angebot an Fächern aufzuweisen hat. Im Laufe der Jahre haben viele jüdische Religionslehrer und Rabbiner an der Hochschule studiert und ihre Grundausbildung erhalten. In fast allen Landesverbänden und Großgemeinden sind heute jüdische Religionslehrer tätig, die ihr Wissen in Heidelberg erworben haben. An vielen Universitäten und im jüdischen musealen Bereich sind Absolventen der Hochschule zu finden. Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg hat für die jüdische Gemeinschaft im deutschsprachigen Raum und die Etablierung der Jüdischen Studien als akademische Disziplin einen wichtigen Beitrag geleistet.

Irene Kaufmann war mehr als 30 Jahre Mitarbeiterin in der Verwaltung, Uri Kaufmann war in den 90er-Jahren Dozent an der HfJS.



Mikrokosmos gesellschaftlicher Pluralität und Laboratorium für die Gestaltung von Gesellschaft: die Hochschule für Jüdische Studien

Foto: flohagena.com

Unter neuem Dach

ÜBERBLICK Von der grundlegenden Umgestaltung 2007 bis zu den heutigen Anpassungen

VON JOHANNES HEIL

Die Jahre 2007 bis 2009 bedeuteten für die HfJS eine grundlegende Umgestaltung. Das lag nicht nur am Neubau, der dem Wandern von Hochschule, Verwaltung und Mensa über verschiedene Standorte in der Altstadt – die meiste Zeit in der Friedrichstraße 9 – ein Ende bereitet und unter dem Dach des Neubaus die beiden Heidelberger Institutionen des Zentralrats – die Hochschule und das Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland – zusammenführte. Diese Jahre leiteten auch langfristig wirksame Veränderungen im Inneren ein: »Bologna« kam nach Heidelberg. Das bedeutete zunächst einmal das mühselige Werk der Umstellung des einen Magister-Studiengangs in modularisierte B.A.- und M.A.-Studiengänge. Und die Notwendigkeit der Einrichtung einer neuen Funktionsposition, des Studiendekanats, das zuerst Kollegin Liss innehatte und seitdem von allen Vollprofessorinnen und -professoren wahrgenommen wurde.

In der Folge zog auch ein Wort in das Wörterbuch der Hochschule ein, das seitdem nicht mehr wegzudenken ist: Akkreditierung. Die Hürde der ersten Studiengangs-Akkreditierung wurde souverän genommen. Die dazu nötige Introspektion des Bestands schärfte auch den Blick für die Möglichkeiten, die das neue System trotz aller Mühen und Nachteile eben auch bot, nämlich die des Ausbaus und der Differenzierung, aber auch der Korrektur nach einer Phase der Erprobung.

Zunächst war 2002 der Staatsexamensstudiengang Jüdische Religionslehre hinzugekommen. Heidelberg wurde damit zum ersten und einzigen Standort zur Ausbildung staatlich examinierter Lehrkräfte für jüdische und öffentliche Schu-

len. In der Folge kamen weitere hinzu. Im Innern wurde 2012 der M.A. Jüdische Museologie aufgenommen; in Kooperation mit der Universität Heidelberg der Heidelberger Mittelalter-Master und der Ernst Robert Curtius M.A. für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft; im Jahr 2019 wird schließlich der Master in Nahoststudien an den Start gehen. Mit der Karl-Franzens-Universität Graz wurde der Joint-Degree Jüdische Studien-Geschichte jüdischer Kulturen aufgenommen, 2011 mit dem Paideia-Institut der englischsprachige Master Jewish Civilizations. Mit der Ben-Gurion-Universität des Negev in Beer Sheva gewann die HfJS einen weiteren Partner in Israel neben schon länger bestehenden Kooperation mit der Hebräischen Universität Jerusalem.

Nach »Bologna« musste der eine Magister-Studiengang auf B.A.- und M.A.-Module umgestellt werden.

Die unterschiedlich profilierten Kooperationen, aber auch das eigene Gewicht der Jüdischen Studien im gesellschaftlichen Leben, haben die Studierendenschaft und die Aufgaben der HfJS über die Jahre schleichend, umfassend und zu ihrem Guten verändert. Was vor 40 Jahren als akademische Ausbildungsstätte für Gemeindepersonal gedacht war, hat sich zu einer plural aufgestellten, klar wissenschaftsorientierten Institution entwickelt, die innerjüdisch denominationsoffen ist und im weiteren Zusammenhang

jedem Interessierten offensteht. Die Hochschule ist, umfassend vernetzt, ein Mikrokosmos gesellschaftlicher Pluralität und ein Laboratorium für die Gestaltung von Gesellschaft für das 21. Jahrhundert geworden. Die umfassende Revision der Grundordnung der HfJS unter Federführung des langjährigen Kuratoriumsvorsitzenden Salomon Korn 2008 hat diese Entwicklung aufgegriffen, ebenso die jüngste Anpassung 2018.

Die Grundlagen für diese Entwicklung wurden einmal mehr in den Jahren nach 2000 gelegt. Mit der Beendigung des Wandergelehrtenbetriebs und der festen Besetzung fachlich klar definierter Professuren wurde die Hochschule zum größten europäischen Standort der Jüdischen Studien ausgebaut. Die Lehrstühle für Bibel und jüdische Bibelauslegung (Hanna Liss), Talmud, Codices und rabbinische Literatur (Ron Reichman), Jüdische Kunst (Annette Weber), Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte (Fredrek Musall), Geschichte des Jüdischen Volkes (Birgit Klein), Jüdische Literaturen (Roland Gruschka), Jüdische Religionslehre (derzeit vakant) wurden zuletzt um den Lehrstuhl Hebräische Sprachwissenschaft (Viktor Golinets) ergänzt, der eng mit dem Institut für Semiotik der Universität Heidelberg zusammenarbeitet. Hinzu kommen die Honorarprofessur in Hebräischer und Jüdischer Literatur (Anat Feinberg) und der 2001 zunächst durch die Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung begründete und 2008 durch den Zentralrat fortgeführte Ignatz-Bubis-Lehrstuhl für Geschichte, Religion und Kultur (Johannes Heil). Eine weitere Stiftung erfolgte 2009 durch das Land Baden-Württemberg mit der Ben-Gurion-Stiftungsprofessur für Israel- und Nahoststudien; sie wurde zunächst als Gastprofessur in Verbindung mit der Universität eingerichtet und

ist seit 2015 auf sechs Jahre fest besetzt (Johannes Becke). 2018 konnte die Lilli und Michael Sommerfreund-Gastprofessur für jüdische Kulturen erstmals besetzt werden (Diana Matut) und wird im Jahr 2019/20 fortgeführt (Ze'ev Strauss).

Diese umfassende fachliche Positionierung hat die HfJS in die Lage versetzt, das Drittmittelaufkommen für die Forschung in den vergangenen Jahren mehr als zu verzehnfachen. Nur die wichtigsten Beispiele können hier genannt werden. Seit 2011 ist die HfJS am DFG-Sonderforschungsbereich 933 »Materiale Textkulturen« der Universität Heidelberg mit zwei Teilprojekten beteiligt. Seit 2012 betreibt die HfJS gemeinsam mit den Universitäten Frankfurt und Mainz sowie der Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt das DFG-Graduiertenkolleg 1728 Theologie als Wissenschaft. 2017 nahm als Pilotprojekt die digitale Neue Gallia Germania Judaica, gefördert von der Klaus-Tschira-Stiftung gemeinsam mit dem Land Baden-Württemberg und dem Zentralrat der Juden, seine Arbeit auf. Ende 2017 bewilligte die DFG als Langzeitprojekt auf zwölf Jahre das Corpus Masoreticum am Lehrstuhl für Bibel und jüdische Bibelauslegung. Unterstützt wird die Forschung der HfJS durch die Errichtung einzelner Zentren wie dem Abraham Berliner Center am Lehrstuhl Bibel oder dem interdisziplinären Forum Rechtsvergleich der Religionen am Lehrstuhl Talmud.

2007 erfolgte die Aufnahme in die Hochschulrektorenkonferenz, 2009 gelang die Akkreditierung durch den Wissenschaftsrat.

Auch institutionell ist die vergangene Dekade für die HfJS von großer Bedeutung gewesen. Nachdem schon 2007 die Aufnahme in die Hochschulrektorenkonferenz erfolgt war, wo die HfJS Mitglied der Gruppe der kirchlichen Hochschulen ist, gelang 2009 die institutionelle Akkreditierung durch den Wissenschaftsrat und damit über die staatliche Anerkennung durch das Land Baden-Württemberg von 1981 hinaus der Nachweis vollständiger universitätsförmiger Einrichtung als Hochschule in privater Trägerschaft. Um diese Position stetig weiterzuentwickeln, wurde 2018 ein international und fachlich hochkarätig besetzter Wissenschaftlicher Beirat berufen.

Eine ganz normale Hochschule also. Ja, aber welche hat schon einen Hochschulrabbiner? Rav Shaul Friberg macht den Unterschied, ebenso das Zusammenspiel gleich zweier Herzkammern, die nicht ohne einander können: die geistliche Bibliothek (Beit Midrasch) vis-à-vis der weltlichen (Bibliothek Albert Einstein). Der von den Architekten Hansjörg Maier und Partner 2008/2009 ausgeführte leichte Bau fügt sich kontrastreich an den Altbau in der Landfriedstraße. Er wirkt durch seine farbliche Gestaltung, als Raumkörper ist er nüchtern gehalten und erfüllt seit zehn Jahren seine Funktion reibungslos. Was wollte man mehr? Und er ist doch mehr: Er garantiert Selbstverständlichkeit im Umgang mit dem Besonderen. Das ist ein starkes Zeichen für die Zukunft.

Der Autor ist Rektor der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.



Salomon Korn (r.), erklärt 2007 der Kanzlerin den Neubau.



Richtfest am Rohbau



Kurz vor der Fertigstellung im Jahr 2009



Einweihungsfeier 2009 mit Altkanzler Helmut Kohl (r.)

Zahlen und Fakten zur HfJS

1
Hochschulrabbiner

4
Hörsäle

10
Jahre Neubau

10
verschiedene Studiengänge

11
Mitglieder im wissenschaftlichen Beirat

14
drittmittelfinanzierte Forschungsprojekte

14
Mitarbeitende in der Verwaltung

Aus
19
verschiedenen Ländern kommen unsere immatrikulierten Studierenden.

24
Bände der HfJS-Zeitschrift Trumah

26
Mitarbeitende im Bereich Forschung und Lehre

40
Jahre Hochschule

52
verschiedene Gewürze oder Gewürzmischungen werden in unserer koscheren Mensa verwendet.

56
Lehrveranstaltungen im Sommersemester 2019

200
Jahre Wissenschaft des Judentums

50.868
verschiedene Titel unseres Bestandes sind bereits in unserem Bibliothekskatalog Koha nachgewiesen.

Fotos: HfJS, dpa (1)

200 Jahre Jüdische Studien

GESCHICHTE Über die Unterschiede zwischen
Jiddischismus und Wissenschaft des
Judentums

VON ROLAND GRUSCHKA

Die Entstehung der Wissenschaft des Judentums fällt in ein Jahrhundert, in dem die jüdische Bevölkerung in Deutschland in ihrem Streben nach Emanzipation und Gleichberechtigung den Anschluss an die Kultur des Bildungsbürgertums suchte, sich akkulturierte und dazu übergang, die eigene (west-)jiddische Muttersprache zugunsten des Hochdeutschen aufzugeben. Das literarische Hochdeutsch galt den deutsch-jüdischen Intellektuellen jener Zeit als Schlüssel zu moderner Bildung und Kultur. Das Jiddische sahen sie als eine Art verdorbenes Deutsch oder gar als »regellose« Sprachmisch an, das in ihren Augen ein Integrationshemmnis darstellte und der vermeintlich rückständigen Welt des osteuropäischen »Ghettos« verhaftet war.

Auch die Begründer der Wissenschaft des Judentums waren nicht frei von solchen Sichtweisen, die sie auch in ihre Publikationen einfließen ließen. Für Leopold Zunz war das Jiddische ein »verdorbener Dialekt« des Deutschen, ein »eingeschlossenes, ausgeartetes Deutsch«, für Moritz Steinschneider ein »widerlicher Jargon«. Wenn diese Vorurteile Zunz, Steinschneider und viele ihrer Nachfolger auch keineswegs davon abhielten, auf das Jiddische in ihren Arbeiten einzugehen oder die jiddische Literatur gar zum Gegenstand ausgedehnter, ernsthafter Forschungen zu machen, so betrachteten sie die jiddische Sprache doch insgesamt als eine kulturelle Verfallserscheinung, die in ihren Augen keine Zukunft hatte.

Nicht zufällig finden sich noch um die Jahrhundertwende in den Periodika der Wissenschaft des Judentums durchaus nicht ephemere Artikel aus dem Bereich der jiddischen Folklore oder der älteren jiddischen Literatur, während der seit den 1880er-Jahren in Osteuropa aufblühende literarische Modernismus, verbunden mit Gestalten wie dem jiddischen Klassiker I. L. Peretz, von den

deutsch-jüdischen Gelehrten weitestgehend ignoriert wurde.

SPRACHBEWEGUNG Dabei war die Akkulturation an die Landessprache und die Kultur der Mehrheitsgesellschaft, die die Vertreter der Wissenschaft des Judentums nach dem Willen ihrer Begründer erklärten durch ihre Tätigkeit auf akademischen Gebiet unterstützen wollten, keineswegs der einzige für die jüdische Gemeinschaft denkbare Weg. Neben anderen jüdischen Nationalbewegungen entstand Ende des 19. Jahrhunderts der Jiddischismus, die jiddische Sprach- und Kulturbewegung der aschkenasischen Juden Osteuropas. Sie erklärte Jiddisch zur jüdischen Nationalsprache und zu einem wesentlichen Merkmal jüdischer Identität und versuchte, das gesellschaftliche Los und die politischen Rechte der überwiegend Jiddisch sprechenden Gemeinschaft durch verschiedene Aktivitäten, nicht zuletzt auch in den Bereichen Bildung und Wissenschaft, zu verbessern. Wie die deutsch-jüdischen Gelehrten sahen auch die jiddischistischen Intellektuellen die Etablierung jüdischer akademischer Disziplinen als unverzichtbar für ihr Projekt an. Wie die Vertreter der Wissenschaft des Judentums mussten sie sich ihre eigenen akademischen Institutionen außerhalb staatlicher Universitäten schaffen.

Der Jiddischismus betrachtete das Jiddische als eine eigenständige Sprache.

Zentrum dieser Bestrebungen und die akademisch führende jiddischistische Institution war das 1925 in Berlin gegründete, im damals polnischen Wilna angesiedelte Jiddische Wissenschaftliche Institut (auf Jiddisch kurz »der Jiwo« genannt). Es besteht heute noch als YIVO Institute

for Jewish Research in New York. Die im Umfeld des YIVO tätigen jiddischistischen Aktivisten und Forscher waren, obwohl mehrheitlich Autodidakten, mit den für die universitären Disziplinen geltenden akademischen Standards strenger Wissenschaftlichkeit und der Forschungsliteratur ihrer Zeit ebenso gründlich vertraut wie mit den Arbeiten der Wissenschaft des Judentums. Dennoch unterschied sich die programmatische Ausrichtung des YIVO, ja, die Vorstellungen der Jiddischisten von der Zweckgebundenheit ihrer Forschung, in vielerlei Hinsicht grundlegend von derjenigen der deutsch-jüdischen Gelehrten.

ABGRENZUNG Gegen Forschung in der Tradition der »Wissenschaft des Judentums« und gegen die distanziert-abgeklärte Haltung ihrer Vertreter zur modernen jiddischen Kultur setzte der Jiddischismus in bewusster Abgrenzung eine sogenannte »jüdische Wissenschaft« – eine geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung, die ihren Ausgangspunkt erklärtenmaßen an den kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Bedürfnissen der jiddischen Sprachgemeinschaft der Gegenwart ausrichten und ihr Orientierung geben sollte. Im Gegensatz zur Wissenschaft des Judentums betrachtete der Jiddischismus das Jiddische als eine eigenständige Sprache. Daher wurde am YIVO die jiddische Sprache und ihre Literatur in thematischer Breite von deren Anfängen bis zur Gegenwart erforscht und zuletzt auch Sprachplanung betrieben. So wurden zum Beispiel orthografische Regelwerke für jiddische Schulen erstellt.

Besonders augenfällig werden die Gegensätze zwischen Jiddischismus und Wissenschaft des Judentums in den für offizielle Publikationen gewählten Sprachen. Die Vertreter der Wissenschaft des Judentums hatten sich bewusst dafür entschieden, auf Deutsch und in anderen offiziellen Landessprachen oder anderen etablierten Wissenschaftssprachen zu publizieren, um ihre Forschungen in den allgemeinen Wissenschafts-

די אַרגאַניזאַציע פֿון דער ייִדישער וויסנשאַפֿט

ג. שטיף. וועגן אַ ייִדישן אַקאַדעמישן אינ-
סטיטוט. / ווילנער טעזיסן וועגן
ייִדישן וויסנשאַפֿט־לעבן אינסטי-
טוט. / רעזאָלוציע פֿון צווייטן
שולצוואַמענסאַר.

אַרױסגעגעבן פֿון צײַט און ווײַבױג

ווילנע, 1925

YIVO-Publikation aus dem Gründungsjahr 1925



Die Gründer des YIVO vor dem halb fertiggestellten Institutsgebäude in Wilna, 1929

diskurs einzubringen und für die nichtjüdische Gelehrtenwelt sichtbar zu machen. Dagegen war es für die Jiddischisten unabdingbar, ihre Forschungen in jiddischer Sprache zu veröffentlichen.

Nicht nur sollten auf diese Weise das Jiddische als Wissenschaftssprache entwickelt und sein Status gehoben werden, auch sollten die Forschungsergebnisse der eigenen Zielgruppe, der jiddischen Sprachgemeinschaft, zumindest dem Ideal nach, grundsätzlich zugänglich sein. Die jiddischistischen Intellektuellen und Forscher verstanden sich keineswegs als Erben und Fortsetzer der Wissenschaft des Judentums, deren Irrtümer und Vorurteile zum Jiddischen, perspektivische Verengungen und politische Implikationen sie in ihren eigenen wissenschaftlichen Arbeiten zum Teil schonungsloser Kritik unterzogen. So bemerkte zum Beispiel 1924 der jiddische Philologe Nochem Schtif (1879–1933) in einer Denkschrift, die zum Gründungsmanifest des YIVO wurde, dass die Erforschung des Jiddischen und seiner Literatur für die deutsch-jüdischen Gelehrten »im Grunde eine historische Disziplin [sei], ebenso wie die sog. »Wissenschaft des Judentums« insgesamt, so wie eine Art Latein«.

Blieb solche Kritik in den Publikationen des YIVO, der hinsichtlich der vielfältigen kulturellen und politischen Strömungen in der jüdischen Welt eine erklärt überparteiliche Ausrichtung vertrat, noch betont sachlich, so galt dies nicht in den Schriften der in der jiddischsprachigen Sphäre aktiven Parteien und ihnen nahestehenden jiddischistischen Intellektuellen. So erklärte zum Beispiel 1930 der in Riga lebende jiddische Schriftsteller und Marxist Max Schatz-Anin (1885–1975) in einer ungezügelter Polemik die Wissenschaft des Judentums zu einer Ideologie der Assimilation.

SOWJETUNION Grundsätzlich anders lagen die Verhältnisse in der Sowjetunion. Nach der Oktoberrevolution hatte die sowjetische Regierung

die aschkenasischen Juden als nationale Minderheit mit jiddischer Nationalsprache offiziell anerkannt. Wie andere unter den Zaren unterdrückte Volksgruppen waren ihnen ein muttersprachliches Schul- und Bildungswesen, eine akademische Lehrerbildung und eine vergleichsweise großzügig subventionierte eigene Kulturindustrie zugestanden worden, um sie in den noch nicht gefestigten Staat einzubinden. Im Unterschied zu den meisten nationalen Minderheiten der Sowjetunion sollte diese Politik allerdings später wieder vollständig zurückgenommen und die jiddische Kultur 1948 durch Stalin brutal »liquidiert« werden.

Für Max Schatz-Anin war die Wissenschaft des Judentums eine Assimilationsideologie.

Natürlich hatten die sowjetisch-jiddische Literatur, Kultur und Bildung ebenso wie das gesamte gesellschaftliche Leben der sozialistischen Ideologie und der Parteilinie zu folgen. Dennoch konnte an eigens eingerichteten Instituten eine breit aufgestellte jiddistische Forschung betrieben werden, die sich als Konkurrenzentwurf zum Jiddischismus verstand und die den YIVO und die Wissenschaft des Judentums gleichermaßen zu ihren Feindbildern zählte. In sowjetisch-jiddischen akademischen Publikationen wurde die Wissenschaft des Judentums schablonenhaft als »bourgeois-nationalistisch« gescholten. Gleichzeitig entstanden aus der Feder sowjetisch-jiddischer Gelehrter viele Arbeiten, zum Beispiel auf dem Gebiet der jiddischen Linguistik und Philologie, der Bibliografie und der jiddischen Literaturgeschichte, die ungeachtet der Ideologie in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung den Leistungen eines Steinschneider oder Gustav Karpeles mindestens ebenbürtig sind.

JUBILÄUM Die krisenhaften Entwicklungen bis 1939, die Erfahrungen von Krieg und Schoa verstärkten bei manchen jiddischistischen Intellektuellen die eigene kritische Haltung gegenüber dem Projekt der Wissenschaft des Judentums, so etwa bei Abraham Golomb (1888–1982), der von 1921 bis 1932 Rektor des für die jiddischen Schulen gegründeten, mit dem YIVO assoziierten Lehrerseminars in Wilna war. Er leitete nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst in Winnipeg und dann in Mexiko-Stadt die dortigen jiddischen I.L.-Peretz-Schulen.

Noch 1971 vertrat Golomb die Meinung, eine nach dem Vorbild der Wissenschaft des Judentums betriebene jüdische Forschung sei – im Gegensatz zu einer echten »Jiddischen Wissenschaft« – außerstande, irgendetwas für die Weiterexistenz der jüdischen Gemeinschaft zu leisten. Gleichzeitig war es gerade der in die USA verlagerte jiddischistische YIVO, der unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg einem prominenten Vertreter der deutschen Wissenschaft des Judentums, dem in die USA emigrierten Rabbiner Max Wiener (1882–1950), die Möglichkeit gab, eine in der Tendenz ausgewogene Studie *Zur Ideologie der Gründer der Wissenschaft des Judentums* zu veröffentlichen. Wieners Studie erschien 1947 in einer der offiziellen Zeitschriften des YIVO – in jiddischer Übersetzung.

Wenn in diesen Tagen das 200-jährige Jubiläum der Wissenschaft des Judentums feierlich begangen wird, so gehört diese für die akademische Jiddistik ungeachtet ihrer Verdienste lediglich zur Vorgeschichte der eigenen Disziplin, deren Existenz und universitäre Anbindung letztlich ohne die kulturellen Bestrebungen des Jiddischismus ebenso undenkbar ist wie ohne die in vielem heute noch maßgeblichen Arbeiten jiddischistischer und auch sowjetisch-jiddischer Gelehrter.

Der Autor ist Professor für Jüdische Literaturen an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

Mehr Hebräisch wagen!

SPRACHE Eine kurze Geschichte der deutschen Israelstudien



VON JOHANNES BECKE

Der Sprachenkrieg (hebräisch: milchemet ha-safot) von 1913 hat sich tief ins jüdisch-israelische Bewusstsein eingeschrieben. Nur mit Mühe konnte der Versuch des Hilfsvereins der deutschen Juden abgewehrt werden, an der technischen Hochschule in Haifa, dem Technikum (heute: Technion), ausgerechnet das Deutsche als Unterrichtssprache durchzusetzen. Der Versuch scheiterte: Das Primat der deutschen Sprache, gleichermaßen Ausdruck deutsch-jüdischer Assimilation und kaiserlicher Interessenspolitik, stand in klarem Gegensatz zur zionistischen Kulturtätigkeit, die auf jüdische Verwurzelung zielte – einerseits im Land Israel/Palästina, andererseits in der hebräischen Sprache. Nur auf der Grundlage einer gemeinsamen Sprache konnte die vielfältige Einwanderergesellschaft zusammengeschweißt werden, auch wenn man sich dafür vom Deutschen verabschieden musste, vom Jiddischen – oder vom irakischen Arabisch.

Nicht immer wurde dieser Prozess der Hebraisierung als zionistische Erfüllung wahrgenommen: Der Preis für die Entstehung einer jüdisch-israelischen Nationalkultur war in vielen Fällen der schmerzhaft Bruch mit den sprachlich-kulturellen Bezügen der jüdischen Diaspora.

Nur mit einer gemeinsamen Sprache konnte die vielfältige Einwanderergesellschaft zusammengeschweißt werden.

Während die zweite Einwanderergeneration häufig noch die Muttersprache der Eltern verstand, waren die jüdisch-diasporischen Sprachen spätestens in der dritten Generation verschwunden – auch wenn viele israelische Facebook-Gruppen heute versuchen, das Jekke-Deutsch oder den irakisch-jüdischen Dialekt wieder zum Leben zu erwecken.

Für die radikale Bewegung der Junghebräer, die als Kanaanäer bekannt wurden, verkörperte diese umfassende Hebraisierung des Denkens, Sprechens und Fühlens die Entstehung einer völlig neuen hebräischen Nation, in scharfer Abgrenzung zur vielsprachigen jüdischen Diaspora. Für die meisten zionistischen Kulturschaffenden im Land Israel/Palästina symbolisierte das Hebräische dagegen jüdische Kontinuität und zionistischen Neuanfang zugleich: Einerseits versprach das Hebräische die Fortsetzung jüdisch-diasporischer Identität, von der hebräischen Bibel oder dem hebräischen Gebetbuch bis zur hebräischen Belletristik des späten 19. Jahrhunderts. Andererseits repräsentierte das moderne Hebräisch die wichtigsten Merkmale der zionistischen Revolution, also säkulare Bildung, effiziente Planung und die kulturelle Verwurzelung im Vorderen Orient, nicht zuletzt durch vielfache Anleihen aus dem Hocharabischen und dem palästinensisch-arabischen Dialekt.



Seit ihrer Gründung bietet die Heidelberger Hochschule vielfältige Möglichkeiten des Spracherwerbs.

Foto: Marco Limberg

Bis heute markiert die hebräische Sprache israelische Identität, ob im Land Israel/Palästina oder in der israelischen Diaspora: Wenn in den Israelstudien über die zunehmende »Israelisierung« der arabisch-palästinensischen Minderheit oder der jüdischen Ultraorthodoxie im Staat Israel gesprochen wird, ist die zunehmende Übernahme der hebräischen Sprache ein zentraler Faktor. Aber auch für die Diaspora bildet die Ausbildung im modernen Hebräisch ein unverzichtbares Element jüdischer Bildung: Wer nie ausreichend Hebräisch gelernt hat, um sich mit den jüdischen Traditionsschriften oder der israelischen Gegenwartsliteratur zu beschäftigen, dessen jüdisch-diasporische Identität schrumpft schnell zusammen auf ein hilfloses »Weil ich hier leben will« oder trotzige Aufrufe zur Selbst-Desintegration. Das Hebräischlernen wäre dagegen ein erster Schritt zur Autoemanzipation: Angesichts schnell schrumpfender Diasporagemeinden – auch in Deutschland – wird jüdisches Leben in Zukunft verstärkt auf Hebräisch stattfinden, egal ob säkular, traditionell oder observant.

UNTERRICHTSFORMATE Dem deutsch-jüdischen Bildungssystem kann daher nur dazu geraten werden, seine Hebräischausbildung auszubauen, damit Absolventinnen und Absolventen jüdischer Schulen sich tatsächlich fließend auf Hebräisch verständigen können. Kurzaufenthalte in Israel sind kein Ersatz für eine jahrelange (und bisweilen anstrengende) Ausbildung in der hebräischen Sprache und Kultur, ob durch Hebräischkurse in den jüdischen Gemeinden oder

durch bilinguale deutsch-hebräische Unterrichtsformate an den jüdischen Schulen.

Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg kann dabei ihren eigenen Beitrag leisten zum Ausbau der deutschen Hebräischausbildung: Neben den vermeintlich »toten« Sprachen der jüdischen Vergangenheit – Jiddisch, Aramäisch, Judäo-Arabisch – steht das moderne Hebräisch so selbstverständlich im Zentrum der Jüdischen Studien wie das Arabische im Zentrum der Islamwissenschaft. Die Vermittlung der israelischen Geschichte ist ebenso auf hebräische Originalquellen angewiesen wie die jüdische Philosophie, die hebräische Sprachwissenschaft oder die hebräische Literaturwissenschaft. Für die wissenschaftliche Erschließung muss Amos Oz selbstverständlich im hebräischen Original gelesen werden, auch wenn exzellente deutsche Übersetzungen vorliegen.

Zugang zur israelischen Gegenwart bietet ausschließlich die hebräische Sprache.

Seit ihrer Gründung vor 40 Jahren bietet die Hochschule für Jüdische Studien dabei vielfältige Möglichkeiten des Spracherwerbs: Neben den intensiven Sprach- und Kulturseminaren des Hebräischlektors Kevin Trompelt wird seit einiger Zeit ein hebräisches Sprachcafé angeboten, das den Studierenden die Möglichkeit geben soll, moder-

nes Alltagshebräisch zu lernen – ob am Strand, im Café oder in der Bibliothek. Die Hochschule will zudem in naher Zukunft die Sprachausbildung von bisher drei Jahren auf zukünftig fünf Jahre erhöhen – und neben den etablierten Lehrerstudiengängen für jüdische Religionslehre zusätzlich auch Studiengänge für Hebräischlehrer anbieten.

HEILMITTEL Gelungener Hebräischunterricht ist dabei viel mehr als bloßer Sprachunterricht, er umfasst Ideengeschichte, Landeskunde und eine kritische Auseinandersetzung mit der israelischen Gegenwart. Eine intensive Hebräischausbildung ist das beste Heilmittel gegen das zunehmende Auseinanderdriften der jüdisch-diasporischen und der jüdisch-israelischen Identität. Wer sich mit hebräischen Texten, Filmen und TV-Serien beschäftigt, gewinnt einen ganz eigenen Zugang zur jüdischen Geschichte und zur israelischen Gegenwart, der übrigens nicht immer mit der politischen Linie der gegenwärtigen israelischen Regierung übereinstimmen muss. Die schärfste und klügste Kritik an den Schattenseiten des zionistischen Projekts wird seit jeher auf Hebräisch verfasst, von Achad Ha'am bis zum zeitgenössischen Haaretz-Kolumnisten Ofri Ilany. Wer daher einen authentischen Zugang sucht zur israelischen Gegenwart, findet diesen ausschließlich durch die hebräische Sprache – nicht durch die regierungsamtliche Hasbara (hebräisch: Propaganda) israelischer Behörden und nicht durch die pathologische »Israelkritik« der deutschen Medien.

Der Autor ist Juniorprofessor für Israel- und Nahoststudien an der HfJS.



Für Frauen ist an der Kotel in Jerusalem ein eigener Abschnitt reserviert.

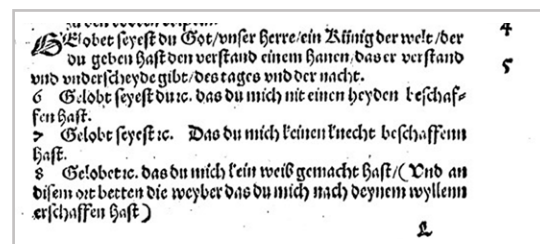
VON BIRGIT KLEIN

Nicht nur jährt sich 2019 das 200-jährige Bestehen des »Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden«, sondern auch der »Hep-Hep«-Pogrome: Ausgehend von Ausschreitungen in Würzburg im August 1819 waren Gegner der rechtlichen Gleichstellung der Juden in vielen deutschen Staaten gegen die ersten Anzeichen einer Gleichstellung gewaltsam vorgegangen, und das nicht nur gegen Sachen wie offene Läden in Würzburg, sondern auch gegen Personen wie jüdische Besucher von Kaffeehäusern in Hamburg. Die »Hep-Hep-Pogrome« bildeten den äußeren Anlass zur Gründung des »Vereins«, der jedoch nicht nur die Judenfeindschaft bekämpfen, sondern auch das Judentum mit modernen wissenschaftlichen Methoden erforschen wollte, um so den universalen Wert der jüdischen Kultur zu demonstrieren und das Stereotyp des angeblich minderwertigen Juden zu widerlegen.

Zu diesem Stereotyp gehörte auch der seit Jahrhunderten vorgebrachte Vorwurf, die Frau werde im Judentum verachtet. Der zum Christentum konvertierte Rabbiner Victor von Carben (1423–1515) beschrieb erstmals 1510, wie er, der »eyn Raby der Jude[n] gewest, [...] zu Cristlichem glawbn komen«, so der Titel des Wiederabdrucks 1550. Noch sehr viel mehr Juden würden zum christlichen Glauben finden, sofern ihre Ehefrauen sie nicht daran hinderten, die nämlich sehr viel standhafter als die Männer in ihrem jüdischen Glauben seien. Denn »die frawen seind under den Juden ser verschmecht«, also sehr verachtet, da die Beschneidung ihnen nicht geboten sei und somit nach V. v. Carben Gott nur die Männer, nicht aber die Frauen zum ewigen Leben berufen habe. Zudem hätten die Männer auch ein »besonderes Gebet«, mit dem sie täglich Gott lobten, »das er sye keyn frawen person beschaffen habe«. Deshalb seien die Frauen aus Hochmut

standhafter in ihrem Glauben und meinten, sich Gott so gefällig zu machen.

SEGESSPRÜCHE Mit dem »besonderen Gebet« meinte V. v. Carben einen der drei Segenssprüche des täglichen Morgengebets, deren Inhalt auf zwei rabbinische Gelehrte zurückgeht, die in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung im Land Israel lebten: Nach Rabbi Jehuda habe jeder täglich zu sagen, »dass er mich nicht als Nichtjuden (goj), Frau und Unwissenden (bor) geschaffen habe« (tBerachot 6,23; jBerachot 9,13, 2a); ähnlich nach Rabbi Meir, »dass er mich als Israeliten und nicht als Frau und Unwissenden geschaffen habe« (bMenachot 43b). Der nichtjüdischen Welt machte Anthonius Margarit-



Die drei Segenssprüche

ha (1492–1542), wie V. v. Carben Konvertit und Sohn eines Rabbiners, den Inhalt des jüdischen Gebetbuchs (Siddur) erstmals in deutscher Übersetzung mit *Der ganz jüdisch Glaub mit sampt einer gründlichen vnd warhafftigen anzeygung, aller Satzungen, Ceremonien, Gebetten* (Augsburg 1530) zugänglich, darunter die besagten Segenssprüche, die sich ähnlich auch im heutigen orthodoxen Siddur finden.

LUTHER Kein Geringerer als der Reformator Martin Luther (1483–1546) griff 1543 diese Segenssprüche gleich zu Beginn seiner vehement anti-jüdischen Schrift *Von den Juden und ihren Lügen* auf, in der er unter anderem das Niederbrennen

der Synagogen und die Zerstörung ihrer Häuser, die Konfiskation der Gebetbücher und Talmude und das Verbot von rabbinischer Lehre sowie des Geldhandels forderte. Gegen den angeblichen »Ruhm« der Juden infolge ihrer von ihm sehr beneideten Abstammung von Abraham polemisierend, komme ihre »rasende, tolle und törichte Unsinnigkeit« zum vollen Ausdruck, indem sie, sich rühmend, Gott dafür dankten, dass sie als Menschen und nicht Tiere, Juden und nicht Heiden, Männer und nicht Frauen geschaffen seien. Und zu allem Überfluss hätten sie »solch Narrenwerck [...] nicht aus Israel/ Sondern aus den Gojim«, denn bereits der Grieche Plato habe seine Götter dafür gelobt, dass er Mensch und nicht Tier, Mann und nicht Weib und Grieche und nicht Barbar sei.

Der Umstand, dass Luther in seine Polemik auch den jüdischen Dank für die Erschaffung als Mann und nicht als Frau aufnahm, machte ihn zum wirkungsmächtigen Gewährsmann in den kommenden Jahrhunderten, so für den Frankfurter Johann Jacob Schudt (1664–1722). Schudt beschrieb in seinem so monumentalen ethnografischen wie ausgesprochen anti-jüdischen Werk *Jüdische Merckwürdigkeiten* äußerst detailliert die Lebensweise und religiösen Praktiken der Juden in aller Welt und insbesondere derjenigen in Frankfurt, darunter auch die »von der Franckfurter Juden Kindbettrinnen«.

Anlässlich der Geburt eines Sohnes richte der Vater mit großem Aufwand dessen Beschneidungsfeier aus, mache aber von der Geburt eines Mädchens nicht viel Aufhebens. Zudem erzitterten die vier Enden der Welt bei deren Geburt, da der Vater fortan dafür zu sorgen habe, dass sie keine Hure werde, einen Mann bekomme und im Alter keine Hexe werde. Daher heiße es im Traktat Sanhedrin des Babylonischen Talmuds: »Wohl dem/ dessen Kinder Söhne sind; Weh denen/ derer Kinder Mägdlein sind«. Und Schudt weiter: »Wie schlecht sonst auch die Weiber unter den Juden geachtet sind/ ist auch leicht da-

hero abzunehmen/ weil die Männer in ihrem Gebett täglich/ so bald sie in die Synagog kommen/ dafür Gott danken/ daß er sie zu Männern und nicht zu Weibern geschaffen habe [...] wie solch Gebett schon Lutherus hat angemerckt.«

EHERECHT Der viel gelesene Schudt schürte neben vielen anderen anti-jüdischen Stereotypen auch das der verachteten jüdischen Frau. Daher wäre zu vermuten gewesen, dass die Vertreter der frühen Wissenschaft des Judentums diesem Stereotyp sehr bald mit wissenschaftlich fundierten, historisch-kritischen Argumenten entgegengetreten wären. Es dauerte indes fast 20 Jahre, bis der Gelehrte und Rabbiner Abraham Geiger (1810–1874), einer der wichtigsten frühen Vertreter des Reformjudentums und der Wissenschaft des Judentums, sich überhaupt ausführlich der »Stellung des weiblichen Geschlechtes in dem Judentum unserer Zeit« in der »Wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie« annahm. Von Anfang an machte er sich indes die Argumentation der christlichen Gegner zu eigen: »Die Stellung des weiblichen Geschlechtes hat, nach dem bestehenden Judenthume, so viel Unnatürliches und Zeitwidriges, hat ferner so viel Uebelstände im Leben in ihrem Gefolge, daß eine schleunige und genügende Abänderung mehrerer bestehender Gebräuche, deren Grund und Bedeutung bereits die Zeit von sich gewiesen, dringend nöthig ist.«

Geigers Kritik galt vor allem dem jüdischen Ehe-recht, insbesondere der »orientalischen Kaufehe«, ein beliebter Topos unter den Vertretern der frühen Wissenschaft des Judentums, die sich vor allem über die Kaufsymbolik im Ritus der Trauung empörten. Überdies kritisierte Geiger, »daß das bestehende Judenthum das Weib gewaltsam zurückstößt und ihm seinen empfänglichen Sinn für Religiosität erstickt. Vom öffentlichen Gottesdienste, der gedeihlichsten Nahrung religiöser Innigkeit, werden die Frauen freigesprochen, und welcher Antrieb sollte sie auch ins Gotteshaus locken, wo in einer fremden Sprache, die ihnen sogar fremd bleiben soll, gebetet wird! [...] Scheut man sich ja immer noch nicht, in unsern Gotteshäusern das unwürdige Lob auszusprechen: gepriesen seist Du Herr, daß Du mich nicht zum Weibe gemacht! Wie kann da das fühlende Weib, wenn selbst das Gebet seine Niedrigkeit ausspricht, Liebe zum Glauben besitzen, wie kann es da in sich die edeln Keime ächter Religiosität entwickeln?«

KRITIK Die Beteiligung der Frauen am religiösen Leben für unverzichtbar erachtend, forderte Geiger programmatisch: »Keine Trennung sei von nun an zwischen Pflichten für Männer und Frauen, wenn sie nicht aus den natürlichen Gesetzen beider Geschlechter fließen; keine Annahme von geistiger Unmündigkeit der Frauen, die sie unfähig mache, die Tiefen der Religion zu erfassen; keine Gestaltung des öffentlichen Gottesdienstes, weder der Form, noch dem Inhalte nach, welche dem Weibe die Thoren des Tempels verschließe; keine Erniedrigung des Weibes bei seinem Eintritt in die Ehe, und keine Anlegung von Fesseln, welche so leicht das Lebensglück des Weibes zu zerstören mögen!«

Ohne weitere ausführliche wissenschaftliche Erörterung des »unwürdigen Lobs« verwies Geiger lediglich in einer Fußnote auf die traditionelle apologetische Erklärung, »es werde blos auf die größeren gesetzlichen Verpflichtungen des Mannes Rücksicht genommen, und man danke dafür, in der Lage zu sein, diese Verpflichtungen erfüllen zu müssen«. Folge man dem »achte[n]

Geist in dem jetzigen Judenthume, so müßten solche Lobpreisungen schon längst geschwunden sein, umso mehr wenn sie Mißverständnisse zu erzeugen geeignet sind, umso mehr wenn sie Kränkendes enthalten.«

Postwendend wurde Geiger von dem Posener frühen Aufklärer David Caro (ca. 1782–1839) in der »Allgemeinen Zeitung des Judenthums« scharf kritisiert: »Als jüdischer Theologe unserer Zeit« sei er von der Strategie abgewichen, mit der man bislang auf den Vorwurf der christlichen Gelehrten reagiert habe, »daß bei den Juden die Frauen [...] in moralischer und religiöser Bildung auch jetzt noch auf der niedrigsten Stufe ständen. Wir achteten jedoch darauf nicht, weil nur Unkunde mit den jüdischen Institutionen oder böser Wille dem falschen Urtheile zu Grunde lagen.«

AUFBRUF Anstelle also wie bislang üblich derartige Vorwürfe nicht zu thematisieren, habe Geiger sie vielmehr bestätigt: »Wenn nun in dieser Zeit ein jüdischer Theologe mit Verunglimpfungen des Gesetzes und alten Gebräuchen auftritt und mit grellen Farben ausschmückt, um das Judenthum herabzuwürdigen, so muß dies unsern höchsten Unwillen erregen.« Caro bezichtigte Geiger der »Blasphemie«, wenn er aus dem Grundsatz, dass die Frauen von den an bestimmte Zeiten gebundenen Geboten (wie das Tragen der »Schaufäden«, Zizit) befreit sind, folgere, sie seien »von jedem höhern religiösen Leben ausge-

Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der dem Herzen Einsicht gegeben hat, zwischen Tag und Nacht zu unterscheiden.	
<i>Männer sprechen:</i>	<i>Frauen sprechen:</i>
Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Nichtjude erschaffen hat.	Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Nichtjüdin erschaffen hat.
Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Knecht erschaffen hat.	Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Magd erschaffen hat.
Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Frau erschaffen hat.	Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nach Seinem Willen erschaffen hat.
Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der Blinde sehend macht.	

Siddur Schma Kolenu, übersetzt von Joseph Scheuer

schlossen«. Angesichts des »gewaltige[n] Treiben und Drängen der jüdischen Theologen Deutschlands zum Reformieren« forderte Caro, bis zur rechtlichen Gleichstellung innezuhalten, um dann ein »oberes Collegium zu bilden, das – aus Frommen und Gelehrten zusammengesetzt – in Religions-Angelegenheiten Autorität haben wird, vor denen ihr euer Meinungen, Einsichten und Reformpläne bringen werdet.«

Caros Aufruf konnte indes nicht verhindern, dass aus vielen Gebetbüchern der missverständliche Segensspruch verschwand, so in dem vom Mannheimer Stadtrabbiner Moses Präger 1855 veröffentlichten *Israelitischen Gebetbuch für die öffentliche und häusliche Andacht; zunächst für die israelitische Gemeinde in Mannheim*. Präger hatte die drei Segenssprüche (nicht als Nichtjude, Knecht, Frau) durch einen einzigen ersetzt: »der mich zu seinem Dienste berufen hat.«

Präger war der Dank der Mannheimer Jüdinnen gewiss: »Wir danken dem Allmächtigen, daß jene Zeit hinter uns liegt, wo die jüdischen Frauen und Jungfrauen teils ausgeschlossen von dem allgemeinen Kultus, teils zurückgedrängt hinter Mauer und Gitter, schweigend, duldend, kaum würdig befunden wurden, den Schöpfer mit ihren Männern, mit ihren Kindern gleichmäßig zu verehren.«

FRAUENWÜRDE Umso überraschter waren sie, zu sehen, dass sich in den Gebetbüchern für die Hohen Feiertage noch die alte Formulierung fand: »Tief verletzen und schmerzlich berühren mußte es uns demnach, einen wahrscheinlich aus alten Zeiten stammenden, Frauenwürde und Frauenwert tief kränkenden Segensspruch: »Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, daß du mich nicht zum Weibe geschaffen hast« wieder in unserm Gebetbuch aufgenommen zu sehen, zu dessen Weglassung unser verehrter Rabbiner wohl triftige Gründe gehabt haben mußte. Wir würden schweigen und dulden, wenn wir dieses nicht als Vorspiel zu weiteren Verkümmern für uns befürchten müßten.« Daher forderten sie 1855 in ihrer Petition, »daß der Gottesdienst für alle Zeiten des Jahres wie allsabbathlich auch für uns erbaulich bleibe«.

So überraschend modern die Eingabe der Mannheimerinnen von 1855 wirkt, die selbstbewusst ihre Perspektive zum Ausdruck brachten, so wenig neu war der Umstand, dass Frauen sich offenkundig an der Formulierung »nicht als Mann« störten: Bereits der italienische Gelehrte Abraham Farissol kopierte für eine vermögende Patronin 1478 bzw. 1480 jeweils ein Gebetbuch mit dem Segensspruch »der du mich als Frau und nicht als Mann erschaffen«.

POLEMIK Die Vertreter der Wissenschaft des Judentums im 19. Jahrhundert haben den historischen Hintergrund der drei Segenssprüche gegensätzlich interpretiert: Wie schon Martin Luther führte der Religionsphilosoph und Rabbiner Manuel Joël (1826–1890) sie auf Plato zurück, sodass »die Meinung über die Frau [...] nicht jüdisch (orientalisch)« sei. Dagegen wies der österreichisch-ungarische Gelehrte David Kaufmann (1852–1899) auf die Worte des Paulus im Brief an die Galater (3,28) hin, die jegliche Unterschiede in der Gemeinschaft der Christen aufheben: »Es giebt nicht weiter Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Männer und Weiber, sondern ihr alle seid Eins in Jesus Christus.« Mit dieser universellen Aussage habe Paulus auf die drei Segenssprüche reagiert, die folglich bereits existierten und damit genuin jüdisch seien.

Mehr als 100 Jahre später hält Israel Jacob Yuval wiederum eine dritte Möglichkeit für wahrscheinlich, nämlich die Segenssprüche als polemische Antwort des antiken rabbinischen Judentums auf die universal-religiösen Ansprüche des Paulus und seiner Anhänger zu interpretieren. 200 Jahre nach Gründung der »Wissenschaft des Judentums« erscheint es ratsam, den Zirkel von Polemik und Gegenpolemik zu verlassen und die eigene Identität in einer positiven Selbstbestimmung, nicht in einer negativen Unterscheidung zu formulieren. Hier hat Moses Präger bereits 1855 mit der Formulierung »der mich zu seinem Dienste berufen hat« die Richtung gewiesen, der zeitgenössische Siddur wie der amerikanische *Siddur Kol haneshamah* gefolgt sind, in dem ohne Geschlechtsunterschiede Gott gedankt wird, »who made me in your image«, »who made me free«, »who made me of the people Israel«. Dieser Dank lässt die eigene jüdische Identität positiv definieren und zugleich in jedem anderen Menschen Gottes Ebenbild erkennen – eine gute Einstimmung am Morgen für die Begegnungen des Tages.

Die Autorin ist Professorin für Geschichte des jüdischen Volkes an der HfJS.



Studierpult mit Talmud

Foto: Thinkstock

Intime Kenntnis

SPRACHWISSENSCHAFT Die Erforschung des Hebräischen und des Jüdisch-Aramäischen in der Wissenschaft des Judentums

VON VIKTOR GOLINETS

Als Leopold Zunz 1818 seine Idee der wissenschaftlichen Erschließung der jüdischen Schriften und Traditionen vorstellte, schien ihm, dass die Kenntnis der hebräischen Sprache, das heißt der Sprache der Bibel und der rabbinischen Schriften, unter den Juden rückläufig war. Der »Ernst«, mit welchem deutsche Juden am Anfang des 19. Jahrhunderts zur deutschen Sprache und deutschen Bildung »griffen«, ließ Zunz vermuten, dass 100 Jahre später, im Jahre 1919, hebräische Bücher schwerer zu beschaffen sein würden als zu seinen Lebzeiten. Wie hat sich die Beschäftigung mit dem Hebräischen (und dem Aramäischen) unter den Juden allgemein und im Rahmen der Wissenschaft des Judentums im Besonderen entwickelt? Wurden Zunz' Befürchtungen wahr oder nicht?

Das Programm der Wissenschaft des Judentums war typologisch durch die Aufklärung und speziell durch die Haskala, die jüdische Aufklärung, bedingt. Wie die Reformation das erneute

Das Hebräische sollte wie Griechisch und Latein zum Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung werden.

Studium der christlichen Quellentexte in den Originalsprachen inklusive des Biblisch-Hebräischen programmatisch verlangte und praktizierte, und wie auch die Aufklärung zu einer vernunftgeleiteten Beleuchtung althergebrachter Traditionen und aktueller Fragen rief, so sollte ebenso das Studium der jüdischen Traditionen und ihrer Quellen mit philologischen und historischen Mitteln vorurteilslos – nicht nur auf der christlichen, sondern auch auf der jüdischen Seite – geschehen.

Dieses Forschungsprogramm versetzte die hebräische Sprache in einen Status, den sie vorher bei den jüdischen Grammatikern des Mittelalters hatte. Sie sollte nicht nur die Sprache der Texte sein, die man wegen ihrer religiösen Inhalte las und kommentierte, sondern musste wieder zum Gegenstand der philologischen Forschung werden, um die kanonischen Texte »bequem zu übersetzen«, wie Zunz es formulierte. Das Hebräische sollte ähnlich wie die klassischen Sprachen Griechisch und Latein sowohl zum Mittel als auch zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Beschäftigung werden, denn bis dahin

wurden »die Psalmen öfter kommentiert als verstanden«, wie Zunz vielleicht spöttisch, vielleicht ernst bemerkte.

LEHRBÜCHER Im Zuge der Haskala gewann jüdische Bildung zunehmend an Popularität, und weil Bildung auf Literalität angewiesen ist, wurden im 19. Jahrhundert durch jüdische Lehrer mehr als 20 Lehrbücher des Biblisch-Hebräischen produziert. Einige dieser Werke wurden dezidiert »für die israelitische Jugend« beziehungsweise »für die Jugend jüdischer Nation« bestimmt, wie es in den Büchern von Abraham Kohn (Wien 1845) und Moses Philippssohn (Leipzig 1808/1810) hieß. Dies war eine klare Absetzung von den Lernmitteln für das Hebräische, die von christlichen Autoren für den Unterricht an den staatlichen Gymnasien geschrieben wurden. Die Lehrbücher von Philippssohn und von Joseph Wolf/Gotthold Salomon (Dessau 1819) enthielten neben den Übungen zum Hebräischen auch Abschnitte zum Jüdisch-Deutschen, also Deutsch geschrieben in hebräischen Buchstaben.

Die hebraistische Forschung trat in den 30er-Jahren in den Hintergrund.

Diese Anlage der Unterrichtswerke, in denen Lehrmaterialien sowohl zum Hebräischen als traditioneller Nationalsprache als auch zum Deutschen als Bildungssprache angeboten wurden, zeigt, dass es den Verfassern um eine umfassende sprachliche Bildung der Volks- und Glaubensgenossen ging. Das Lehrbuch des Biblisch-Hebräischen von Schalom Jakob Kohn (Prag 1816) wurde in Daytshmerish verfasst – einem sehr stark am Deutschen orientierten Jiddisch. Es wurde in Raschi-Schrift gedruckt, was ein weiteres markantes Merkmal des Buches ist. Durch die Verwendung dieser Schrift wurde zum einen die Sprache der Beschreibung von der Lernsprache abgesetzt und das Jüdisch-Deutsche von der regulären hebräischen Schrift entkoppelt, die Sprache zum anderen in Verbindung mit Raschi gebracht, der zwar in Mainz und Worms lernte, aber wohl kein Deutsch sprach.

PERIODIKA Die wissenschaftliche Erforschung des Hebräischen und des Aramäischen, der kanonischen Texte wie Bibel und Talmud sowie unterschiedlicher Gattungen jüdischer Literatur erfolgte in den Periodika, die im Geiste der Wissenschaft des Judentums gegründet wurden, wie zum Beispiel die »Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums« (herausgegeben von L. Zunz 1823), »Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie« (herausgegeben von Abraham Geiger 1835–1847), »Zeitschrift für die religiösen Interessen des Judentums« (herausgegeben von Zacharias Frankel 1844–1846), »Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft und Leben« (herausgegeben von A. Geiger, 1862–1875), »Magazin für die Wissenschaft des Judentums« (herausgegeben von Abraham Berliner und David Hoffmann, 1876–1893), »Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums« (seit 1851, herausgegeben von Z. Frankel, Heinrich Graetz und anderen).

In den Aufsätzen wurden Wörter und Textstellen erklärt, neue Textfunde und Thesen vorgestellt sowie neue hebraistische und aramaistische

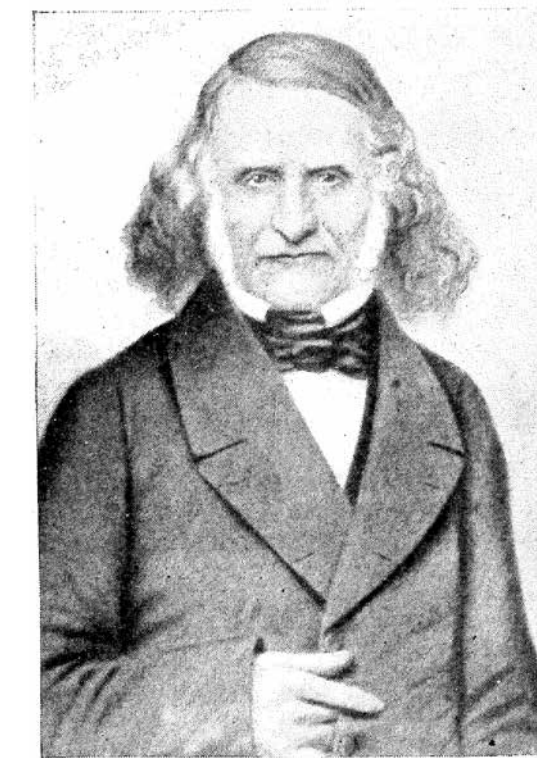
Bücher besprochen. Wie es im 19. Jahrhundert üblich war, wurde die Polemik zwischen den Forschern mit scharfen Worten, zum Teil mit persönlichen Angriffen geführt. Mit dem ersten Heft des 83. Bandes der »Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums« im Januar 1939 wurde das Erscheinen dieser Zeitschrift eingestellt, womit eine historische Zäsur nicht alleine in jüdischer Sprachforschung markiert wurde.

Da es im 19. Jahrhundert keine staatlich finanzierten Lehr- und Forschungsstellen für Jüdische Studien gab, waren jüdische Wissenschaftler vor allem als Lehrer und Rabbiner tätig, einige waren auch Dozenten an einer jüdischen Hochschule. Die meisten von ihnen wurden an staatlichen Universitäten promoviert.

Salomon Frensdorff (1803/04–1880), der zwei Editionen zur biblischen Masora herausgab, war Oberlehrer an der jüdischen Religionsschule in Hannover, wo er später Dozent an der Bildungsanstalt für jüdische Lehrer wurde.

Jakob Levy (1819–1892), der hebräische und aramäische Wörterbücher zu Talmud und Midrasch verfasste, war Rabbiner in Breslau. Die preußische Regierung verlieh Levy im Juli 1875 den Titel »Königlicher Professor«.

Wilhelm Bacher (1850–1913) war Professor für Schrifterklärung, hebräische Sprachwissenschaft und Aggada an der Landesrabbinerschule in Budapest und beschäftigte sich unter anderem mit der Geschichte der hebräischen Sprachwissenschaft unter den Juden des Mittelalters.



Leopold Zunz (1794–1886)

Ebenfalls an der Landesrabbinerschule unterrichtete Ludwig Blau (1861–1936) als Professor für Bibel, hebräische und aramäische Sprache und Talmud. Er tat sich durch Studien zum Hebräischen und zur Masora hervor.

Felix Perles (1874–1933), der sich um hebräische und aramäische Lexikografie sowie um biblische und talmudische Textkritik verdient machte, war Rabbiner in Königsberg, wo er auch Honorarprofessor an der Albertus-Universität werden konnte.

Samuel Krauss (1866–1948), der unter anderem griechische und lateinische Lehnwörter in Talmud, Midrasch und Targum sowie talmudi-

sche Archäologie erforschte, war Professor für Hebräisch am Jüdischen Lehrerseminar in Budapest und später Dozent für jüdische Geschichte an der Israelitisch-Theologischen Lehranstalt in Wien.

FUNDAMENT All diese Forscher genossen neben der akademischen auch die traditionelle jüdische Bildung und hatten eine intime Kenntnis der hebräischen und der aramäischen Sprache sowie der kanonischen jüdischen Texte von der Bibel über den Talmud und Midrasch bis hin zu Poesie. Sie und weitere Forscher schufen mit ihren Textausgaben, sprachlichen Kommentaren, Wörterbüchern und Einzelstudien ein Fundament, auf dem die hebraistische und aramaistische Forschung des 20. Jahrhunderts sowohl auf jüdischer als auch auf christlicher Seite aufbaute.

Aufgrund der politischen Entwicklungen in den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Europa trat die hebraistische Forschung in den Hintergrund, aber schon seit den 20er-Jahren entstanden Lehrbücher des Neuhebräischen, deren Erscheinen praktischer Notwendigkeit geschuldet war. So hieß beispielsweise das Buch von Ben-Chaviv programmatisch *Lerne Hebräisch, die Sprache Palästinas* (Tel Aviv 1935 und Wien 1939). Also bewahrheitete sich Zunz' Sorge um das Hebräische nicht, da es am Anfang des 20. Jahrhunderts mehr hebräische Bücher gab als zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wenn auch unter anderen politischen und sozialen Vorzeichen.

Es ging um die sprachliche Bildung der Volks- und Glaubensgenossen.

Die zuerst von jüdischen Gelehrten erschlossenen Forschungsfelder und -themen wurden später auch von nichtjüdischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen bearbeitet. Der evangelische Bonner Theologe und Orientalist Paul Kahle (1875–1964) prägte nicht nur die biblische Text- und Masoraforschung, sondern förderte eine Reihe jüdischer Studenten und betreute ihre Doktorarbeiten, in denen sie bis dahin nicht edierte hebräische und aramäische Texte untersuchten und übersetzten. Zu Kahles Schülern gehörten Rafael Edelman, Lea Goldberg, Lazar Lipschütz, Harry Levy, Kurt Levy, Israel Rabin, Alexander Sperber und Menahem Billig (Zulay). Unter den Lebensumständen im nationalsozialistischen Deutschland nahm sich Kurt Levy am 21. Juli 1935 das Leben, während alle anderen der genannten Forscher ins Exil gingen. Edelman, Sperber und Zulay waren weiter wissenschaftlich tätig und prägten ihre jeweiligen Felder, die jüdische Kodikologie und die Hebraistik, maßgebend.

Die angestrebte Vernichtung des europäischen Judentums brachte einen gewaltigen Verlust der jüdischen Sprachforschung mit sich. Neue Forschungszentren in Amerika und Israel bildeten sich aus. Erst 1979, mit der Gründung der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, wurde ein Versuch gemacht, eine jüdische Einrichtung im Geiste der Wissenschaft des Judentums wieder aufzubauen.

Der Autor ist Juniorprofessor für Hebräische Sprachwissenschaft an der HfJS.



»Don't look back in anger«

PERSPEKTIVE Warum sich jüdische »Authentizität« nicht wissenschaftlich rekonstruieren und fundieren lässt

VON FREDEREK MUSALL

Maxim Biller war der unbestrittene Held meiner Jugend, von Batman einmal abgesehen: 100 Zeilen Hass, endlich »no more Mr. Nice Guy«, eine junge zornige jüdische Stimme, die mir aus der Seele sprach – unangepasst, unbequem und ohne Rücksicht auf Verluste. Zwar erklärte Biller seinem Idol Marcel Reich-Ranicki, dass »Tempo« Pop mache, aber für mich war es irgendwie auch jede Menge Punk. Monat für Monat pilgerte ich zum Zeitungskiosk, nicht ausschließlich, aber vor allem wegen Maxim Billers Kolumnen.

Aber die Jahre vergehen im Flug: Tempo wurde eingestellt, Maxim Biller entwickelte sich literarisch weiter, ich nahm mein Studium auf und mache jetzt irgendetwas mit jüdischer Philosophie. Aber etwas aus diesen Tempo-Jahren resoniert noch immer in mir, denn es ist nicht das erste Mal, dass ich mit Maxim Biller ins Haus falle – und vermutlich auch nicht das letzte. Viel zu selten geworden ist der durchdringende Blick des Kritikers, diese distanzlose Distanziertheit ohne Angst davor, aus der eigenen Deckung zu gehen und ein Argument mit einem gezielten Sucker Punch zu beenden.

Maxim Biller war der unbestrittene Held meiner Jugend, von Batman einmal abgesehen.

Entsprechend geht es mir in diesem kurzen Beitrag nicht darum, 200 Jahre Wissenschaft des Judentums und das bis hierhin Erreichte abzufeiern. Zum einen, weil die Leere, die der Zivilisationsbruch der Schoa hinterlassen hat, die »Anwesenheit der Abwesenheit«, wie Adorno es nannte, nach wie vor durch ihre Stille betäubend spürbar ist: die Ideen, die unausgesprochen, die Positionen, die unvertreten, die Werke, die ungeschriebenen, die Leben, die unerfüllt geblieben sind. Zu anderen treibt mich die Frage, was wir in unserem eigenen angepassten Angemessenheit in der Akademie rasch aus den Augen verlieren, nämlich, dass die wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen unserer geistigen Väter und Mütter sich nicht allein auf akademische Etablierung beschränkten, sondern eben auch die Anerkennung ihres Jüdischseins miteinbegriff.

Vor einigen Jahren saß ich während einer Tagung mit zwei nichtjüdischen Kollegen morgens beim Frühstück, und fachfixiert, wie wir nun einmal alle sind, kamen wir anstatt auf das Wetter oder den letzten Bundesligaspieltag sofort auf Rabbi Nachman von Bratslav zu sprechen. Kollegin A. hatte wenige Wochen zuvor mit einigen Studierenden dessen Grab in Uman besucht und zeigte sich nun entsetzt darüber, was sie dort vor-

fand: Die Anhänger von Rabbi Nachman hätten diesen Ort in eine Art chassidisches Disneyland verwandelt, nichts sei mehr »authentisch«! Kollege B. war zwar seinerseits nie in Uman, pflichtete ihr aber bei: Verkitschung, das gehe überhaupt nicht, man würde schließlich die Sakralität des Ortes profanisieren.

Grundsätzlich bin auch ich schnell mit dem Vorwurf der Disneylandisierung, zum Beispiel wenn es um den Tourismus rund um die Heidelberger Altstadt geht. Aber sobald Mischpoche involviert ist, selbst die entfernte chassidische, wird etwas in mir getriggert. An die genauen Worte, die ich meinen Kollegen an den Kopf warf, vermag ich mich nicht zu erinnern; aber sinngemäß ging es wohl darum, dass ihre Vorstellungen von jüdischer »Authentizität« tief verwurzelte Stereotypen offenlegen würden. Und wenn sich Chassidim für plastiküberzogene Decken und Lametta entschieden, dann sei eben das »authentisch«, da es nicht um eine Inszenierung von Vergangenem gehe, sondern darum, sich zu diesem Ort in der Gegenwart in Beziehung zu setzen und ihn wieder mit jüdischem Leben zu erfüllen. Kein Wunder, keulte ich nach, dass sich die deutschsprachige Judaistik gerne mit jüdischen Friedhöfen und der Entzifferung von Grabsteinen beschäftigte, wohl aber Probleme mit lebendigen Juden habe!

Wenngleich es ein Blick zurück im Zorn ist, möchte ich mit dieser Episode keineswegs den Eindruck erwecken, meine nichtjüdischen Kollegen grundsätzlich »dissen« zu wollen, wie man auf Neudeutsch sagt. Ganz im Gegenteil: Mit ihrem wissenschaftlichen Engagement tragen sie in vielfältiger Weise zu einem multiperspektivischen Verstehen bezüglich des Judentums bei. Und darin sind sie ebenso innovativ oder stereotyp, reflektiert oder romantisch wie ihre jüdischen Kollegen; qualitativ gute Forschung und kritisches Nachdenken werden nun einmal nicht durch essenziellisierende Label definiert!

Wir sind alle von bestimmten Vorstellungen und Erwartungen, Fremd- und Selbstbildern geprägt.

Aber verklärten oder imaginierten Judentümern begegnet man in der Forschungsliteratur leider öfter, als ich persönlich für tragbar halte. Schließlich sind wir alle von bestimmten Vorstellungen und Erwartungen, Fremd- und Selbstbildern geprägt. Beispielsweise berichtete Miriam B. Peskowitz in ihrem Buch *Spinning Fantasies: Rabbis, Gender and History* davon, dass sich ihre Studierenden die Weisen von Mischna und Talmud fast ausnahmslos als nette ältere Herren mit langen Bärten vorstellten, wenngleich die Texte selbst eigentlich einen ganz anderen Eindruck von den Rabbinen vermitteln. Auch wir als jüdische Studierende und

Wissenschaftler in den Jüdischen Studien sind demnach nicht frei von eigenen Vor-Urteilen und Projektionen bezüglich dessen, was wir gemeinsam für »authentisch« halten.

Wir sollten diese Spannungen, unter denen wir stehen, in etwas Produktives verwandeln.

Jüdische »Authentizität« lässt sich aber nicht wissenschaftlich rekonstruieren und fundieren. Sie ist vielmehr etwas zutiefst Paradoxes, das sich nicht zuletzt dadurch bestimmt, wie sich Juden aus einer aktuellen Situation und Erfahrung zu ihren Traditionen und Geschichte(n) in Beziehung setzen. Was angesichts der gegenwärtigen Breite an unterschiedlichen religiösen, kulturellen, politischen, ethnischen oder tribalen Positionierungen und Verortungen ziemlich verflochten und unübersichtlich sein kann. Aber genau darin sind jüdische Studien herausgefordert: nämlich nicht nur einen beschreibenden Blick auf jüdische Vergangenheiten zu richten, sondern ein Gespür und Bewusstsein für die Komplexität jüdischer Gegenwart zu entwickeln. Nicht nur über das Judentum und Juden zu sprechen, sondern mit ihnen!

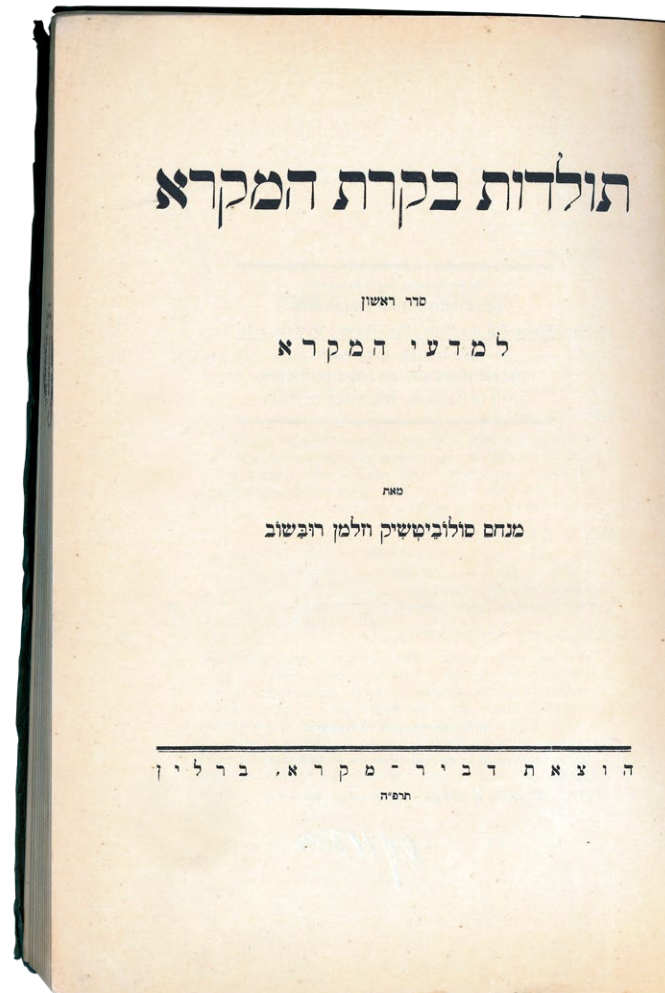
Ich schreibe die Zeilen, weil mir in den vergangenen Jahren, ganz gleich ob in akademischen oder öffentlichen Kontexten, eingeforderte Eindeutigkeiten, Markierungen, Reduzierungen und Exotisierungen des Judentums und des Jüdischseins entgegengeschlagen sind – von innen wie von außen. Ein Equilibrium von etischer und emischer Perspektive, von Betroffensein und Distanz zu finden, ist gerade für uns als jüdische Studierende und Wissenschaftler in den Jüdischen Studien angesichts der Ambivalenz des Gebrauchtwerdens – des An- und Abgefragtwerdens von Innen und Außen – nicht immer einfach. Aber warum sollte es uns auch besser gehen als unseren muslimischen Kommilitonen und Kolleginnen in den Islamwissenschaften? Aber ich bin der Überzeugung, wir sollten diese Spannungen, unter denen wir stehen, in etwas Produktives verwandeln, unser Bewusstsein und Wissen um die eigene Komplexität beharrlich in akademische und öffentliche Diskurse eintragen und einfordern. Unsere differenzierte Auskunftsfähigkeit über uns selbst deutlich zu machen – um dadurch nicht zuletzt auch dem Judentum und Jüdischsein in Deutschland eine neue Sprachfähigkeit und ein Sichtbarmachen zu ermöglichen, selbst wenn es dabei manchmal heißt, provokant zu sein wie die Tempo-Kolumnen von Maxim Biller.

Der Autor ist Professor für Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte an der HfJS.

Heftige Debatten

BIBELKRITIK

*Osteuropäische Gelehrte
und ihr Umgang
mit der
deutsch-protestantischen
Bibelforschung*



Titelblatt von »Toldot Biqqoret ha-Miqra« (Geschichte der Bibelkritik) aus dem Jahr 1925

VON HANNA LISS

Gerade
die Vertreter
der Orthodoxie
außerhalb
Deutschlands zeigen
hier einen sehr
selbstsicheren
Diskurs.

Die Wissenschaft des Judentums, die ihren Ursprung im Deutschland des 19. Jahrhunderts hatte, hat dem Judentum einen prägenden Stempel aufgedrückt. Allerdings haben die aus Osteuropa stammenden rabbinischen Gelehrten die sich anbahnende Entwicklung der Verwissenschaftlichung und der damit verbundenen Aufspaltung in (Neo-)Orthodoxie und Reform anders wahrgenommen als ihre westeuropäischen Kollegen. Es war eben ein bedeutender Unterschied, ob man im deutschsprachigen Raum und angesichts der christlichen Theologie publizierte, oder ob man, wie die Vertreter der jüdischen Aufklärung, der Haskala, auf Hebräisch und vor allem für ein ausschließlich jüdisches Publikum schrieb. Gerade die Vertreter der Orthodoxie außerhalb Deutschlands zeigen hier nicht nur ein ausgesprochen hohes intellektuelles Niveau, sondern auch einen sehr selbstsicheren Diskurs. Er lässt erkennen, dass man auf den Spuren der Tradition ebenso wie auf den Spuren der Haskala wandelte und dass man sich daher auch intensiv und erstaunlich unpolhemisch der Bibelkritik zuwenden konnte.

Ein »heißes Eisen« zu Beginn des letzten Jahrhunderts waren die Vorträge des Berliner Assyriologen und Direktors der Deutschen Orient-Gesellschaft, Friedrich Delitzsch (1850–1922). Die Auseinandersetzungen darum sind später unter dem Titel Babel-Bibel-Streit bekannt geworden. Delitzsch hatte zwischen 1902 und 1904 Vorträge zu den Ausgrabungen im vorderasiatischen Raum gehalten, in denen er die altorientalischen Schriftfunde ins Verhältnis zur Hebräischen Bibel stellte und dabei die mesopotamischen Berichte wie die Schöpfungs- oder Fluterzählung mit den biblischen Erzählungen und die altorientalischen

Rechtskodices mit dem biblischen Recht verglich. Die heftigen Debatten um Delitzschs Ergebnisse ergaben sich vor allem daraus, dass er zum einen die Originalität der babylonischen Kultur und Religion vor der Bibel, zum anderen die ethisch-sittliche Inferiorität des sogenannten Alten Testaments gegenüber der babylonischen Religion betonte.

In Deutschland stritten alle mit, die zur Bibel et was zu sagen hatten. Auch auf jüdisch-deutscher Seite gab es heftige Reaktionen und Polemiken, auch noch Jahre nach Delitzschs Vorträgen und Publikationen. Umgekehrt finden wir aber auch ausgesprochen positive jüdische Reaktionen auf die archäologisch-altorientalischen Forschungen, denn die Ausgrabungen in Mesopotamien führten dazu, dass »Abraham dem Agamemnon folgte« (Shavit/Eran): Die biblischen Gestalten aus dem Reich der Mythen wurden ebenso in die Geschichte zurückgeholt wie Agamemnon nach Schliemanns Ausgrabungen von Troja in den Jahren 1871 bis 1890.

BABEL-BIBEL Auf dieser Linie liegt nun auch die Darstellung des Babel-Bibel-Streites in der hebräischsprachigen *Toldot Biqqoret ha-Miqra* (»Geschichte der Bibelkritik«), die 1925 von Menachem Soloveitchik (1879–1941) und Shneur Zalman Rubaschow (dem späteren Shneur Zalman Shazar; 1889–1974) publiziert wurde.

Sie nutzen jene Forschungsergebnisse, um mit ihrer Hilfe die These Julius Wellhausens (1844–1918), wonach das Gesetz erst nach den Propheten entstanden sei (lex post prophetas), elegant auszuhebeln. Man argumentierte, dass ja nun hinlänglich deutlich geworden sei, dass dem biblischen Gesetzgeber (mechoqeq) ein ausgearbeiteter Rechtskodex vorgelegen habe und deshalb die biblischen Zeugnisse durchaus auch vor das



»Die Juden in der babylonischen Gefangenschaft« von Antonio Puccinelli, 1851

Foto: dpa

8. Jahrhundert datiert werden könnten. Selbst der für das jüdische Selbstverständnis heikelste Punkt der Delitzsch'schen These, wonach die babylonischen Schriftzeugnisse auf einer höheren Stufe gestanden hätten als jene der Hebräischen Bibel, erhält in ihrer Darlegung nicht mehr Gewicht als nötig, und man fragt sich heute, warum und worum eigentlich so erbittert gestritten wurde.

So heißt es bei Soloveitchik/Rubaschow: »Die Frage nach dem historischen Zusammenhang zwischen der Bibel und Babel wechselte schnell zur Frage nach dem Verhältnis der (jeweiligen) moralischen und sittlichen Werte beider Kulturen: Friedrich Delitzsch schritt in seinen öffentlichen Vorträgen schnell von der Frage »Wer (kam) vor wem?« zur Frage »Wer steht über wem?«, und die Antwort entsprach (natürlich) dem Publikumsgeschmack (...). In den Gesetzen Hammurabis fand Delitzsch eine sittlich höhere Entwicklungsstufe vor als bei jenen im Bundesbuch, die babylonischen Preisgesänge waren in seinen Augen höherwertig als die biblischen Preisgesänge (...). Die (ganze) Polemik, die aufgrund der (maßlosen) Übertreibung in der Folge des Panbabylonismus aufkam, war durchaus hilfreich, denn sie führte dazu, dass man (schlussendlich doch wieder) auf der Unabhängigkeit der hebräischen Kultur und ihrer Literatur im Kontext der altorientalischen Kultur(en) bestand. (Umgekehrt) waren die Entdeckungen Babyloniens im Verbund mit den Ausgrabungen Ägyptens darin wirklich hilfreich, dass man (endlich) die Verbindung zwischen Israel und den Völkern, in deren Mitte es wohnte, aufdeckte.«

TRADITION Aus heutiger Sicht überrascht die nüchterne Zusammenfassung dieser Auseinandersetzung. Was wir hier vor allem sehen, ist hebräischsprachiges Selbstbewusstsein anstelle deutschsprachiger Apologetik, wie wir sie nur zu

All diese
Gelehrten
schrieben nicht für
eine
deutsch-jüdische
Leserschaft,
sondern für ein
aufgeklärtes
Publikum.

oft in der deutsch-jüdischen Bibelwissenschaft finden. Dieses Selbstbewusstsein ergab sich vor allem daraus, dass beide auf Hebräisch schreibende Gelehrte in der Tradition anderer jüdischer Aufklärer (maskilim) des 18. und 19. Jahrhunderts standen, wie beispielsweise Naphtali Herz Wessely (1725–1805), Jehuda Löw ben Ze'ev (1764–1811) oder Jehuda Löw Jettles (1773–1838).

All diese Gelehrten schrieben nicht für eine deutsch-jüdische Leserschaft, sondern für ein aufgeklärtes Publikum. Soloveitchik und Rubaschow konnten daher auf eine eigene kritische Bibelwissenschaft zurückblicken, und in der Anwendung des Hebräischen als lebendige Tradition von der Bibel bis in die eigene Zeit und Diktion hinein konnte ihnen die Polemik der christlichen Bibelwissenschaft nicht wirklich etwas anhaben. So wie schon Herz Wessely die kreativ-kritische Bibelwissenschaft in der Raschi-Schule zu finden glaubte, haben Soloveitchik/Rubaschow die Bibelkritik bereits mit den innerbiblischen Fortschreibungen (iqvot perushim betokh ha-miqra) beginnen lassen. Beide waren deshalb weder zu dogmatischen Einschränkungen nach innen wie zu Abgrenzungsmanövern nach außen genötigt.

Demgegenüber zeigte sich bei den deutsch-jüdischen Bibelwissenschaftlern wie Kaufmann Kohler (1843–1926), David Tzvi Hoffmann (1844–1921) oder Benno Jacob (1862–1945), dass die deutschsprachigen und vor allem theologisch motivierten Diskurse nicht ohne polemische Auseinandersetzungen auskamen und darin auch nach innen den Graben zwischen (Neo-)Orthodoxie und Reform faktisch vertieften.

Die Autorin ist Professorin für Bibel und Jüdische Bibelauslegung an der HfJS. Im Mai erschien in der Reihe »utb Jüdische Studien« ihr Lehrbuch »Jüdische Bibelauslegung«.



Teilnehmer der deutsch-französischen Sommeruniversität in Andé (Normandie)

Wissenschaft 2.0

SOMMER-UNI Perspektiven für eine digitale Neubearbeitung der jüdischen Geschichte von 1300

VON AMÉLIE SAGASSER

Auf den ersten Blick erscheinen die »Gallia Judaica« aus dem Jahr 1897 und die »Germania Judaica« als zwei Monumentalwerke nationaler Geschichtsschreibung. Inhaltlich betrachtet mag das stimmen. Untersucht man allerdings ihre Entstehungsgeschichte, wird deutlich, dass diese Werke vielmehr das Ergebnis erfolgreicher Zusammenarbeit jüdischer Gelehrter auf Europaebene waren: Der Begründer und Verfasser der »Gallia Judaica«, Heinrich Gross, war ungarischer Abstammung. Er studierte in Breslau und Halle. Nach seiner Dissertation ging er für zwei Jahre als Hauslehrer des Baron Horace Günzburg nach Paris und trug dort das Material für die »Gallia Judaica« aus der Bibliothèque Nationale de France zusammen. 1869 kehrte Gross nach Berlin zurück, wo er seine Studien im direkten Austausch mit Leopold Zunz fortsetzte. Gross war auch anwesend, als der Breslauer Rabbiner und Historiker Marcus Brann 1903 die Idee einer Germania Judaica vor einer Gruppe deutschsprachiger Rabbiner und jüdischer Gelehrter vorstellte. Das Projekt konnte trotz aller Widerstände der zwei Weltkriege und vieler Rückschläge umgesetzt werden: Der erste Faszikel der »Germania Judaica I« erschien 1917, der zweite 1934. Die Arbeiten an der »Germania Judaica II« erfolgten während des Zweiten Weltkriegs. Nach Kriegsende bereitete die »Germania Judaica III« den Boden für die Zusammenarbeit israelischer und deutscher Historiker. Nachdem die Arbeiten an der »Germania Judaica III« abgeschlossen waren, plante man zwar deren Fortführung, diese ist allerdings nicht über den Anfang hinausgelangt.

Dass ein Projekt, welches beide Weltkriege überstand und internationale sowie konfessionelle Zusammenarbeit förderte, nicht fortgeführt wurde, liegt auch daran, dass die einstige Trägergruppe in Deutschland durch die Schoa auseinandergerissen wurde und der Nachwuchs ausblieb. Seit den 80er-Jahren brachen in Frankreich die akademischen Strukturen des Fachbereichs und damit auch die nötige Nachwuchsgenerierung aus forschungs-

strategischen und finanziellen Gründen weg. Dies führte dazu, dass es aktuell in Deutschland und Frankreich nur sehr wenige Wissenschaftler gibt, deren Forschungsschwerpunkte im Bereich der Jüdischen Studien oder jüdischen Sozialgeschichte des Mittelalters liegen. Auch die Angst vor hebräischen Quellen mag eine Hürde sein, sich eines solchen Randgebietes anzunehmen. Wobei es sich bei den jüdischen Spuren in Westeuropa bis ins 10. Jahrhundert ausschließlich um lateinische Quellen handelt, sodass eine Zusammenarbeit von Mediävisten und Judaisten sinnvoll wäre.

Die jüdische Geschichte der Orte wurde auf den neuesten Forschungsstand gebracht.

Um dieser Entwicklung in Deutschland und Frankreich entgegenzuwirken und die Zusammenarbeit im Sinne der Gründerväter der Gallia und Germania Judaica zu fördern, ergriff das deutsch-französische Pilotprojekt »Neue Gallia Germania Judaica« (NGGJ) eine aktive Maßnahme: Im September vergangenen Jahres trafen zehn Master- und Promotionsstudierende verschiedener Fachrichtungen in Paris aufeinander, um an einer deutsch-französischen Sommeruniversität teilzunehmen. Die Nachwuchswissenschaftler aus ganz Europa und den USA hatten fünf Tage lang die Gelegenheit, Fragen der jüdischen Sozialgeschichte im Früh- und Hochmittelalter nachzugehen. Darüber hinaus konnten sie die durch den medialen Fortschritt entstandenen Möglichkeiten erproben, eine neue historische Geografie des jüdischen Westeuropa vor 1300 zu schreiben.

Denn anders als noch in der Zeit der Bücher, ermöglichen die Werkzeuge der Digital Humanities eine kontinuierliche Überarbeitung, Ergänzung und Fortschreibung der Artikel. Im Fokus der Sommeruniversität standen die Orte Rouen, Reims, Lyon, Orléans sowie Konstanz und Basel. Denn auch wenn die jüdische Geschichte dieser



Städte in den vergangenen Jahrzehnten häufig untersucht wurde und eine Reihe von Publikationen existieren, gehen hier die Forschungsmeinungen teils immer noch stark auseinander. Dies bot für die Teilnehmer ein Exerzierfeld für das Herausarbeiten sowie das kritische Hinterfragen unterschiedlicher Forschungsansätze. Angetrieben von dem Ehrgeiz, jene Lücken und Schwachpunkte in der bisherigen Forschung für die jeweiligen Ortsgeographen zu benennen, setzten sich die Teilnehmer mit dem überlieferten Quellenmaterial und der existierenden Forschungsliteratur kritisch auseinander. Auf Grundlage der so gewonnenen Ergebnisse konnte die jüdische Geschichte dieser Orte korrigiert und auf den neuesten Forschungsstand gebracht werden. Hierbei wurden die Studierenden und Doktoranden von dem NGGJ-Projektteam angeleitet und unterstützt. Eine besondere Bereicherung war außerdem die Präsenz von Claude Denjean (Perpignan), von Yacov Guggenheim (Jerusalem) sowie von Judith Schlanger (Oxford/Paris), die durch ihre Vorträge Einblicke in die aktuelle Forschung gaben und für die historiografische Besonderheit der NGGJ sensibilisierten. Diese Beiträge waren wichtige Impulse für die Arbeit an den Artikeln, die in absehbarer Zeit auf der Online-Plattform der NGGJ publiziert werden.

Die Sommeruniversität war sicher nur ein kleiner Beitrag, um die Arbeiten der Mitbegründer der Wissenschaft des Judentums um Heinrich Gross und Markus Brann unter Verwendung der digitalen Möglichkeit neu anzustoßen. Resümierend kann festgehalten werden, dass das Treffen in Andé den Teilnehmern verschiedener Konfessionen und Nationalitäten Raum für tiefgründigen Austausch und die Gegenüberstellung verschiedener Forschungstraditionen, -ansätze und -meinungen ermöglicht hat und zur Neugewinnung internationaler (Nachwuchs-)Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen beitragen wird.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ignatz-Bubis-Lehrstuhl sowie Wissenschaftliche Koordinatorin der Neuen Gallia-Germania Judaica.

Breiter Fächerkanon

ÜBERSICHT Eine Auswahl aus dem Kursangebot

Mit zehn Lehrstühlen bietet die Hochschule ein Lehrangebot in allen Disziplinen der Jüdischen Studien, sodass philologische, theologische und kulturwissenschaftliche Fragestellungen und Methoden neben einer Grundausbildung in Bibelwissenschaft und rabbinischer Literatur den Studierenden vermittelt werden. Die religionspraktischen Kurse zu Gebet und Gottesdienst unterrichten Hochschulrabbiner Shaul Friberg sowie zahlreiche Professorinnen und Professoren. Eine breit gefächerte Sprachausbildung von biblischem Hebräisch bis zu Jiddisch befähigt zu einem kundigen Dialog über kanonische Texte und historische Quellen.

Der folgende Überblick zum aktuellen Lehrangebot der HfJS zeigt nur eine kleine Auswahl aus dem Fächerkanon. Einige Veranstaltungen der HfJS werden gemeinsam mit Professoren und Professorinnen der Universität Heidelberg unterrichtet, sodass Studierende von der interdisziplinären Zusammenarbeit am Standort Heidelberg profitieren können.

Kurse in englischer Sprache sind für Studierende aus dem englischsprachigen M.A. Jewish Civilizations sowie für andere M.A.-Programme offen.

Bibel und Jüdische Bibelauslegung

Grundkurs: Einführung in die Hebräische Bibel
Oberseminar: Die Sozialgesetzgebung in der Hebräischen Bibel

Talmud, Codices und Rabbinische Literatur

Oberseminar: Talmudische Logik und

Dialektik

Seminar: Rambams Projekt im Lichte rabbinischer Kritik. Zum Problem der Kodifizierung in der Halacha

Geschichte des Jüdischen Volkes

Überblicksvorlesung: Die Geschichte des jüdischen Volkes von der Antike bis zur Gegenwart
Oberseminar: Jüdischer Alltag im römischen Palästina

Jüdische Literaturen

Vorlesung: Zionism and Post-Zionism in Hebrew Literature
Oberseminar: Die Rezeption jiddischer Kultur und Literatur in der deutschsprachigen »Jüdischen Renaissance«, 1900–1933

Hebräische Sprachwissenschaft

Oberseminar: Sprachpolitik in der Geschichte des zionistischen Projekts
Seminar: Hebräische Sprache vor der Staatsgründung Israels

Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte

Vorlesung: Jüdischer Neuplatonismus im Andalusien des 11. bis 13. Jahrhunderts
Oberseminar: »Big-Nosed Biblical Brothers« (The Hebrew Hammer) – Repräsentationen von Juden und Judentum in filmischer Inszenierung

Jüdische Kunst

Vorlesung: The role of Jewish artists, collectors, and critics in establishing Modern Art in America
Oberseminar: Jewish Hollywood: Producers, Directors, Writers, Agents and Actors who have Shaped the American Movie Business

Israel- und Nahoststudien

Seminar: Einführung in die israelischen Medien
Oberseminar: Sprachpolitik in der Geschichte des zionistischen Projekts

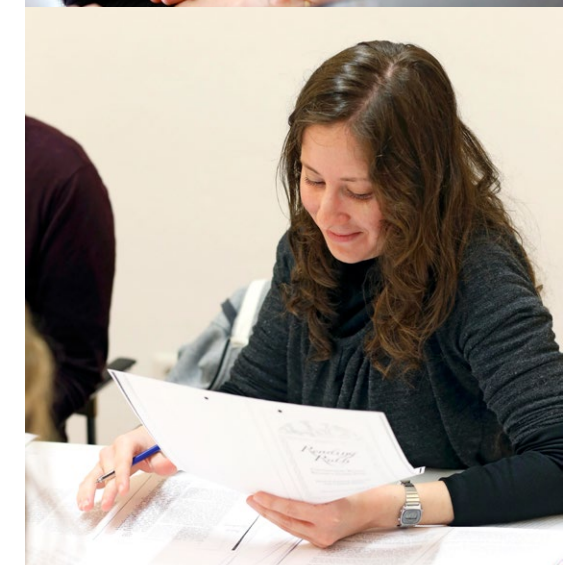
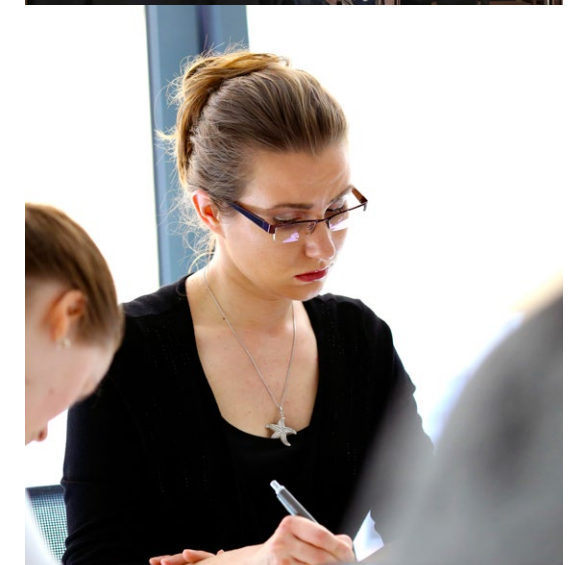
Praktische Religionslehre

Übung: Siddur
Übung: Halacha

Sprachkurse

Hebraicumskurs: Modernes Hebräisch – Rama Alef
Hebraicumskurs: Biblisches Hebräisch
Sprachcafé – Streetwise Hebrew

Das digitale Vorlesungsverzeichnis ist auf dem Webportal der Hochschule www.hfjs.eu öffentlich zugänglich.



Fotos: Marco Limberg

Wissenschaft und Religion

JÜDISCHE STUDIEN Drei Studierende und ein Rabbiner geben Auskunft



Elias S. Jungheim

Eigentlich begann mein Studium mit Philosophie in Frankfurt: Freud, Adorno, Fromm und Benjamin galt mein damaliger Enthusiasmus. Das alles waren Denker, die mich stark geprägt haben und deren Theorien teils heute noch sehr wichtig für mich sind. Doch mit Jüdischen Studien hatte das eigentlich gar nichts zu tun. Dies änderte sich jedoch, als mir bewusst wurde, dass all jene Philosophen nicht nur jüdisch waren, sondern dass deren Judentum sich oftmals auch in ihren Theorien wiederfand. Man denke dabei beispielsweise an Freuds *Mann Moses*. Die Frage, worin der Zusammenhang zwischen Judentum und deren großartigen Ideen bestand, ließ mich nicht mehr los und ist retrospektiv als Schlüsselmoment zu betrachten. Das klassische Philosophiestudium bot mir hierfür bei Weitem nicht mehr das nötige Rüstzeug. So wechselte ich also an die HfJS: Nicht nur, dass ich in dem Fach der Jüdischen Studien meine akademische Heimat gefunden habe, ich hatte mittels des Studiums auch die Möglichkeit, das Judentum in seiner mannigfaltigen Diversität kennenzulernen. So führte mein Weg von den Judentümern Freuds und Benjamins über Maimonides hin zu den Ideenwelten der Rabbiner des 19. Jahrhunderts.



Rabbener
Shaul Friberg

Die Hochschule für Jüdische Studien ist ein besonderer Ort. Hier herrschen Lebensfreude und die Motivation, Neues zu lernen und zu wagen. So lebendig wie der Betrieb an der Hochschule ist auch das Judentum selbst. Wir sind kein Museum, sondern wollen die Wirklichkeit des Judentums abbilden. Das ist eine der zentralen Aufgaben des Hochschulrabbiners. Mein Job ist es, jüdisches Leben an der Hochschule zu ermöglichen und interessierten, nichtjüdischen Studierenden und Besuchern gewissermaßen Kostpro-

ben jüdischen Lebens anzubieten. Deswegen ist die HfJS auch ein Ort der Begegnung zwischen Menschen mit unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten und Hintergründen.

Eine weitere zentrale Aufgabe ist die Seelsorge. Oft kommen Studierende mit familiären Problemen zu mir, wo es dann gilt, einfach nur zuzuhören und darüber zu sprechen. Auch das unterscheidet unsere Hochschule von anderen Bildungseinrichtungen.

Meine abwechslungsreiche Arbeit spielt sich nicht nur innerhalb der HfJS ab. Oft besuche ich Kirchen und Moscheen, wo ich mit Angehörigen aller großen Religionsgemeinschaften in Kontakt komme. Der interreligiöse Dialog und Trialog ist eine wichtige Sache und ermöglicht ein besseres Verständnis der Religionen untereinander.

Ein tolles Beispiel für eine Veranstaltung ist Tikkun Leil Schawuot, die 50 Tage nach Pessach stattfindet. Im Rahmen dieser Lern- und Studiennacht sprechen Rabbiner und Professoren gemeinsam über aktuelle Themen. In anschließenden Diskussionen sprechen wir über die Sichtweisen von Wissenschaft und Religion.



Hannah-Lea
Wasserfuhr

Meinem Freundeskreis mangelt es oft an der Vorstellungskraft, was ich da an der HfJS so studiere. Ich habe zunächst einen Bachelor in den Fächern Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Heidelberg abgelegt. Grundsätzliches Interesse sowie Vorwissen im Bereich der Museologie waren somit schon vorhanden, als ich beschlossen habe, diesen M.A. zu studieren. Neben meinem Interesse an dem Fach an sich halte ich es für unabdingbar, einer breiten Öffentlichkeit Wissen über jüdische Geschichte und Kultur näherzubringen. Wissensvermittlung unterliegt den Herausforderungen des Zeitgeschehens und bedarf somit der ständigen Anpassung und Weiterentwicklung musealer Ausstellungskonzepte.

Zudem erfüllen besonders jüdische Museen und Gedenkstätten sowohl für die jüdischen Gemeinschaften als auch für die gesamte deutsche Bevölkerung eine identitätsstiftende Aufgabe, die aktiv gefördert werden muss. Hierfür bietet das Masterprogramm der HfJS die ideale Plattform, um mein Profil zu schärfen und mich innerhalb dieser Interessensfelder weiterzubilden.

Momentan schreibe ich an meiner Masterarbeit, in der ich die Vermittlungskonzepte verschiedener Museen für die Befunde mittelalterlicher Synagogen vergleiche. Hierbei stehen

sowohl Kuratoren als auch Besucher vor mehreren »Hürden«. Einmal soll der Besucher aus den meist rudimentären Überresten der historischen Bau ablesen, um die sich dort vollziehende Liturgie zu verstehen. Außerdem besitzen die archäologischen Befunde, ähnlich wie klassische Exponate in jüdischen Museen, eine Stellvertreterrolle für die dahinterstehenden Menschen, ihre Lebensumstände, aber auch die Geschichte mittelalterlicher Pogrome. Wie einzelne Museen mit diesen verschiedenen Vermittlungsebenen und Herausforderungen umgehen, versuche ich in meiner Masterarbeit zu analysieren.



Cornelia
D'Ambrosia

Seit Jahren gestalte ich aktiv das jüdische Leben in Deutschland mit und engagiere mich im interreligiösen Kontext. Ich empfinde meine jüdische Herkunft als großes Geschenk, und es ist mir wichtig, das Jüdische in all seinen Facetten zu leben und weiterzugeben.

Für mich persönlich, indem ich die Tradition meiner Vorfahren bewahre, mich mit den Gedanken, Praktiken, Sprachen und Schriften meiner Vorgänger auseinandersetze und ein Bewusstsein für meine Identität entwickle. Im jüdischen Umfeld liegt es mir am Herzen, andere für ihre Wurzeln zu begeistern und sie zu unterstützen, ihr Judentum zu entdecken und zu leben. Es ist spannend, sich gemeinsam über die jeweils eigenen Traditionen und Erfahrungen auszutauschen und dadurch intellektuell sowie spirituell zu wachsen. Mein Ziel ist es, junge Menschen mitzureißen, sodass diese selbst in Zukunft jüdisches Leben mitgestalten.

Im nichtjüdischen Umfeld ist es mir wichtig, unsere Gesellschaft über Judentum und Juden aufzuklären und dazu anzuregen, Stereotype zu hinterfragen. Ich möchte junge Menschen unterschiedlicher Herkunft für eine friedensfähige Gesellschaft stärken. Im Rahmen meiner Tätigkeit als Studierendenvertreterin an der HfJS ist es mir möglich, jüdische und nichtjüdische Studierende zu vernetzen und die jüdische Kultur zugänglicher zu machen.

Der Standort Heidelberg eignet sich besonders gut für solche Projekte, da unter anderem ein guter Kontakt zur jüdischen Gemeinde vor Ort besteht und die Universität Studierende aus verschiedensten Bereichen und Ländern anlockt. Somit ist ein besonderer Austausch unter Studierenden verschiedenster Herkunft, Fachrichtung, Kultur und religiöser Ausrichtungen möglich.

»Akademische und jüdische Heimat« Michael Brenner über seine Studienjahre an der HfJS

Meine erste Begegnung mit der Hochschule fand im Juli 1983 statt. Ich hatte gerade mein Abitur hinter mir und wusste, dass ich Geschichte studieren wollte. Aus der Jüdischen Allgemeinen, die bei uns zu Hause gelesen wurde, erfuhr ich – im Vor-Internet-Zeitalter – von dieser noch sehr jungen Institution, an der man sich auf Jüdische Geschichte spezialisieren konnte. Ich schnupperte während eines Sommerkurses in ihr Angebot hinein und war gleich so begeistert, dass ich nicht zögerte, mich drei Monate später als Student einzuschreiben. Ich kam aus einer winzigen jüdischen Gemeinde, aus Weiden. Im dortigen Gymnasium gab es außer mir nur noch einen Juden im Klassenzimmer, und der hing an dem in Bayern obligatorischen Kreuzifix. In Heidelberg, so dachte ich, würde ich ein paar lebendige jüdische Kommilitonen treffen. Dies war dann auch der Fall, und die meisten jüdischen Studenten kamen – wie ich – aus kleineren Gemeinden: Aus Koblenz wie Ruthi Günther s. A., aus Mannheim wie Schimon Hirschhorn und aus Freiburg wie Henry Soussan, die heute beide als Rabbiner in den USA wirken, während Karel Sidon später Oberrabbiner von Prag wurde.



Die in damals schon zu engen Räumlichkeiten in der Friedrichstraße untergebrachte Hochschule bot jenes Gefühl einer großen Familie, das an der Universität nebenan fehlte. Während in den überfüllten Kursen an der Universität auch nach Semesterende die Professoren ihre Seminararbeiten noch nicht bei ihren Namen kannten, nahmen Professoren und Studierende ihr Mittagessen in der kleinen koscheren Mensa in der Theaterstraße gemeinsam ein. Dies war das Reich von Ignaz, der vor dem Krieg Boxer in Lodz gewesen war und nun deftige polnisch-jüdische Küche servierte. Eine Zeit lang gab es täglichen Minjan in der Hochschule, der nur zustande kam, weil neben Ignaz noch ein paar der alten Gemeindeglieder aushalfen, so wie Erwin, der aus Wien nach Shanghai emigriert war und nun als Zeitungsverkäufer ein Original auf den Heidelberger Straßen war. Die Seele der Gemeinde, die sich damals noch in einem winzigen Gebetsraum in der Rohrbacher Straße traf, aber war ihr Vorbeter Abraham aus Riga. Abraham hatte seine ganze Familie verloren und bereitete nun für seine »neue Familie« jeden Freitagabend den Kiddusch in der Gemeinde zu, inklusive des in Wassergläsern servierten Wodkas.

An der Hochschule wirkten damals fast ausschließlich Gastprofessoren aus den USA und

Israel. Nur wenige standen noch am Anfang ihrer Karriere wie der junge Talmudozent Towia Kwasman oder der amerikanische Rabbiner Martin Cohen, der für mich die Personifikation des Rabbi Kemelman aus den gleichnamigen Kriminalromanen war.

Die meisten Dozenten brachten ein Stück deutsch-jüdischer Vorkriegskultur zurück nach Heidelberg, wie die Rabbiner Gelles, Posen und Amir, die Bibelwissenschaftler Talmon und Keddar, der Soziologe Akiba Deutsch und der vor Kurzem verstorbene Historiker Michael Graetz. Die Begeisterung, mit der er unterrichtete, hat

auch mich angesteckt. Im Winter kam er mit mehreren Pullovern und zog eine Schicht nach der anderen aus, so sehr wärmte er sich an dem Stoff seiner Vorlesungen und Seminare.

Es war diese Begeisterung in der intimen Atmosphäre der Heidelberger Friedrichstraße, die meinen weiteren Weg entscheidend mitbestimmen sollte. In diesen Jahren wurde die Hochschule für mich wie für viele meiner Kommilitonen zur akademischen wie auch zur jüdischen Heimat.

Der Autor ist Professor für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München.

Anzeige



BESUCHEN SIE DIE BIBLIOTHEK ALBERT EINSTEIN:

Die Bibliothek Albert Einstein bildet das Herzstück der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. In ihrer heutigen Gestaltung existiert sie seit zehn Jahren.

Durch die Unterstützung der Klaus Tschira Stiftung konnte auf 550 m² eine moderne und funktionale Einrichtung mit 25 Lern- und Leseplätzen realisiert werden. Hier können Studierende auf über 50.000 Bücher, Zeitschriften und DVDs unter anderem auf Hebräisch, Englisch und Deutsch sowie auf Online-Datenbanken und Wörterbücher zugreifen. Außerdem bietet die Bibliothek die Möglichkeit, in aller Ruhe zu arbeiten oder zu recherchieren. Sie besitzt eine der bedeutendsten Judaica-Sammlungen Deutschlands.

Interessierte sind jederzeit herzlich willkommen, das breitgefächerte Angebot dieser besonderen Bibliothek vor Ort oder online zu nutzen (www.hfjs.eu/bibliothek).

Klaus Tschira Stiftung
gemeinnützige GmbH



»Lebensnahe Ausbildung«

ALUMNI Absolventen erzählen, was sie mit der HfJS verbindet

VON MARK KRASNOV

In der alltäglichen Unterrichtspraxis erkenne ich, dass mich meine Studienzeit an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg besonders geprägt hat und mir das für meinen jetzigen Beruf als Lehrer nötige Fachwissen umfangreich vermittelt wurde.

Vor allem aber ist die HfJS ein geeigneter Ort, um seine persönliche Courage zu konsolidieren, vielversprechende Kontakte zu knüpfen, sich aktiv zu engagieren und sich in den verschiedensten Fachbereichen zu entfalten.



An der HfJS kann man auf akademischer sowie auf praktisch-religiöser Ebene vielfältige Erfahrungen mit dem Judentum sammeln. Das Studium ist vielseitig und ermöglicht den Studierenden, alle Facetten des Judentums kennenzulernen: Man erwirbt Kenntnisse in den Be-

reichen Hebräisch, Religionspädagogik, Tanach, Talmud, Geschichte, Philosophie, Literatur und Kunst. Auf diese Weise entdeckt man seine ganz individuellen Stärken, die dann gezielt durch die Professoren gefördert werden.

Ein besonderer Fokus liegt auf den realhistorischen und gegenwärtigen Entwicklungen des Judentums. Man wird dazu befähigt, die jüdische Religion in der heutigen multikulturellen, pluralistischen Gesellschaft zu verorten.

Mark Krasnov unterrichtet an der Diltheyschule Wiesbaden und ist der erste Lehrer seit der Schoa für Jüdische Religion im staatlichen Schuldienst des Landes Hessen.

VON CHRISTIANE TWIEHAUS

Mit der Hochschule für Jüdische Studien bin ich seit über 20 Jahren verbunden. 1997 habe ich dort das Studium aufgenommen und 2003 mit dem Magistra Artium abgeschlossen. Der Studienschwerpunkt lag im Fach Jüdische Kunst, ergänzt durch ein Nebenfachstudium der Europäischen Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Bereits während des Studiums konnte ich praktische Erfahrungen im Museum sammeln, war im Jüdischen Museum Rendsburg, am Theater und nach Abschluss ein Jahr an der Bundeskunsthalle Bonn tätig. 2004 kam ich zurück nach Heidelberg, um mit der Doktorarbeit über badischen Synagogenbau im 19. Jahrhundert bei Prof. Dr. Annette Weber zu beginnen. Nach der Fertigstellung meiner Dissertation ging ich 2008 nach Fürth ans Jüdische Museum Franken. Dort habe ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin und auch zeitweise als kommissarische Leiterin gearbeitet. Als 2013 in Köln das Projekt »Jüdisches Museum« ausge-



Fotos: Marco Limberg, privat

schrieben wurde, war ganz klar, dass ich dorthin wechsele. Als Museumsmensch bekommt man nur selten die Gelegenheit, ein Museum von Beginn an mitaufzubauen und mitzugestalten. Seitdem lebe ich am Rhein und arbeite mit einem interdisziplinären Team aus Archäologen, Historikern und Judaisten zusammen, um die vielfältige und wechselvolle Geschichte des Platzes vor dem Kölner Rathaus und insbesondere die des jüdischen mittelalterlichen Viertels in einem Museum zugänglich zu machen. An diesem Ort finden sich Bauten und Objekte aus 2000 Jahren Kölner Stadtgeschichte. Das jüdische Viertel

war ein zentraler Teil dieser Geschichte und wird ab 2021 am authentischen Ort wieder sichtbar. Die Aufarbeitung und die Kontextualisierung der Geschichte über Köln hinaus erfordert eine breite fachliche Kompetenz der Judaistik, die ich dank der Hochschule aus Studium und Promotion mitnehmen konnte. Das Netzwerk, das über die Jahre an der Hochschule entstanden ist, ist eine unentbehrliche Unterstützung meiner Arbeit. Denn wenn ich selbst einmal nicht weiterweiß, weiß ich genau, wen ich anrufen muss.

Christiane Twiehaus ist Leiterin der Abteilung Jüdische Geschichte und Kultur am MiQua. LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln.

VON ANN-KRISTIN EBERT

Die Hochschule für Jüdische Studien wird 40 – herzlichen Glückwunsch! Mein Studium ist inzwischen schon einige Jahre her. Ich erinnere mich noch

gut an das 20-jährige Jubiläum der Hochschule. Damals war ich in den ersten Semestern meines Studiums, war mir sicher, dass ich niemals Bibelwissenschaft studieren würde und hatte als Karriereziel ganz unbescheiden eine Professur in Jüdischer Geschichte oder Literaturwissenschaft vor Augen.

Es kam, wie es kommen musste: Kurz vor dem 30-jährigen Jubiläum der Hochschule hatte ich einen Magister in Bibelwissenschaft sowie einen Vertrag als Projektmanagerin in der freien Wirtschaft in der Tasche. Statt priesterschriftliche sind nun naturwissenschaftliche Texte mein Metier, statt heiliger Schriften lese ich täglich profane Mails, und statt Hebräisch entziffere ich jetzt den Code von Programmierern. Irgendetwas war auf dem Weg zur Professur wohl schiefgelaufen.

Waren also all die Jahre mit Jüdischer Literatur, Geschichte und Kunst vergebens? Hatte ich Jechesqel, Bialik und Amos Oz umsonst gelesen? War die Beschäftigung mit Tora, Propheten und Schriften vollkommen überflüssig? Wozu das Studium des Monotheismus in all seinen Facetten? Und Hebräisch, ach, all das Hebräisch, das neue, das alte und das mittelalte?

Auch wenn ich heute mein Wissen kaum direkt einsetzen kann, fühle ich mich mit meiner Ausbildung doch ganz gut gewappnet für das Arbeitsleben: Entwicklercode ist genauso entzifferbar wie Hebräisch. Die Architektur von Software folgt genauso geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen wie die Architektur mittelalterlicher Synagogen. Und in der Kommunikation zwischen verschiedenen Abteilungen müssen häufig genug verschiedene Denkkulturen unter einen Hut gebracht werden. Wie gut, dass mir die Beschäftigung mit alledem aus dem Studium nicht fremd ist.

In diesem Sinn: Vielen Dank für die lebensnahe Ausbildung, Hochschule – ich freue mich schon auf den 50sten!

Ann-Kristin Ebert ist Projektmanagerin in einem wissenschaftlichen Verlag.